



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortman.

Rachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Tilly ließ in ihrer plötzlich wieder erwachten Munterkeit und Lebhaftigkeit ihrer Base nicht Zeit, sich dem Grübeln über das Räthsel, das ihre Brust bewegte, lange hinzugeben. Sie gab Marie nicht für eine Minute frei und wich auch nicht von ihrer Seite, als Engelbert kurz vor Beginn der Tafel nach Hause zurückkehrte. An dem Esen nahmen einige höhere Offiziere als Gäste theil, und es war nicht sehr verwunderlich, wenn die fast ausschließlich auf militärische Angelegenheiten bezügliche Unterhaltung dem Dragonerleutnant wenig Zeit ließ, sich einem Gespräch mit den beiden jungen Damen zu widmen. Nach aufgehobener Tafel wurde er zu einer Spielpartie herangezogen, und für die späteren Abendstunden war er zu einem von Kameraden veranstalteten Liebesmahl geladen. So hätte Marie vergebens nach einer Möglichkeit gesucht, ihn unbeslaut und ungestört zu sprechen.

Allerdings war Engelbert sonst in dem Bemühen, eine Gelegenheit zu solcher verstoßenen Zwiegespräche herbeizuführen, vielleicht geschickter und erfinderischer gewesen als gerade heute, wo sich bei erstem Willen ein geeigneter Vorwand für ihn doch wohl hätte ersinnen lassen. Dafür aber, daß er ein Alleinsein mit Marie etwa geflissentlich vermieden hätte, bot sich in seinem Benehmen jedenfalls ebensowenig ein Anhalt — und als er ihr beim Fortgehen Gutenacht sagte, traf sie für eine flüchtige Sekunde ein ebenso begehrlicher und glühender Blick wie gestern bei der tollen Mazurka, an die sie noch immer nicht ohne schamhaftes Erbeben und ohne einen peinigenden Groll über ihre eigene Schwäche zurückdenken konnte.

Nun endlich fand Marie die lang ersehnte schiedliche Gelegenheit, sich unauffällig zurückzuziehen. Aber als sie allein war, fiel ihr die Erinnerung an die Ereignisse der Nacht doch mit verdoppeltem Gewicht auf die Seele, und sie war bitter unzufrieden mit sich selbst. Niemals gewöhnt, nach einer beschönigenden Umschreibung für ihre eigenen Fehler zu suchen, schalt sie sich feige, weil sie einem festen und durch ihre schwereliche Pflicht unweigerlich gebotenen Vorsatz untreu geworden war. Wohl hatte sie im Verkehr mit Engelbert unwillkürlich einige Zurückhaltung beobachtet; aber sie hatte ihm doch durch kein Wort und keine Miene gezeigt, daß er sie tief beleidigt habe, sie hatte ihm ihre Hand gereicht wie sonst und hatte sich nicht von ihm abgewendet, als sie seinen verwegenen, viel sagenden Blick auf sich ruben fühlte.

„Das alles ist ja nur um der anderen willen geschehen!“ wollte eine Stimme in ihrem Herzen ihr zustimmen, aber Marie klammerte sich nicht an diese naheliegende Entschuldigung, sondern war ehrlich genug, sie vor sich selber als eine Lüge zu bezeichnen.

„Nein, auch wenn ich mit ihm allein gewesen wäre, würde ich nicht die Kraft gefunden haben, jene Erklärung von ihm zu fordern!“ sagte sie sich mit schmerzlicher Beschämung, und mit tiefem Bangen sagte sie die Frage hinzu: „Was aber soll nun werden?“

„Ja, was sollte nun werden? So wie der heutige Tag würde auch der nächste und der übernächste verlaufen; mit jeder weiteren Stunde des Zauderns würde es ihr schwerer und schwerer werden, Gemüthung



Die „Gothische Halle“ der neu entdeckten Gutenberger Tropfsteinhöhle.

für ihren Bruder zu fordern, bis es endlich völlig unmöglich geworden war. Freilich, es wußte ja niemand, daß sie eine Zeugin seiner Beschimpfung gewesen sei — niemand außer Lothar, und der Gedanke, daß er sie an Wolfgang verrathen könnte, beunruhigte sie nicht für einen einzigen Augenblick. Aber sie gewann keine Erleichterung aus dieser Gewißheit seines Schweigens. Denn daß er sich mit dem Verrath an seiner Freundschaft gewissermaßen zu ihrem Mitschuldigen gemacht hatte, war ja um den Preis seiner Achtung geschehen; nicht eine Uebereinstimmung der Gesinnung, sondern ein geringschätziges Mitleid hatte ihn zu ihrem Bundesgenossen gemacht — sein Schweigen war eine Demüthigung, ein stummer und doch unerträglich bereiteter Ausdruck seiner Verachtung!

War ihre Liebe für Engelbert denn wirklich so heiß und tief, daß sie um ihretwillen Tag für Tag die Last dieser kläglichen Erkenntniß weitererschleppen mochte? Ach, wenn sie nur eine Antwort gehabt hätte auf diese immer wiederkehrende Frage! Jetzt, wo sie seine schöne, ritterliche Erscheinung nicht vor sich sah, wo sie den Klang seiner volltönenden, einschmeichelnden Stimme nicht vernahm, hatte sie wahrlich nicht den Muth, sich selbst mit einem freudigen, rückhaltlosen „Ja“ zu belügen. Noch immer fühlte sie etwas von dem Nachzittern des tödlichen Schreckens, der sie durchzudt hatte, als sie in dieser Nacht ihrem Vetter Lothar die Erklärung gegeben hatte, daß sie seinen Bruder liebe. War das wirklich nur die spröde Scham des jungfräulichen Herzens gewesen, das sich wider Willen sein kostbarstes Geheimniß entreißen ließ, oder hatte sie in jenem Augenblick unter der unbarmherzigen Klarheit, die von dem gesprochenen Wort ausging, erkannt, daß jenes Geständniß eine Unwahrheit, daß ihre Liebe eine Täuschung gewesen sei wie Gillys Neigung für den Prinzen von Waldburg?

Nein, sie durfte nicht daran denken, daß es so sein könnte! Und es war ja auch unmöglich! Hatte sie Engelberts heißen Liebesworten denn nicht mit Entzücken gelauscht? Hatte sie denn nicht mit wüthendem Erschauern seine brennenden Lippen auf ihrem Munde gefühlt? Wenn sie jetzt außer stande war, die Seligkeit jener Augenblicke durch die Erinnerung von neuem wachzurufen, so konnte nur eine vorübergehende Verstimmung ihres ganzen Wesens, nicht ein Erfalten oder Erlöschen ihrer Liebe die Schuld daran tragen, und nur aus dieser Verstimmung war es wohl auch zu erklären, wenn sie so heftig vor dem Gedanken erzitterte, daß das erste Gespräch unter vier Augen, welches sie aus Anlaß jener Ballunterhaltung über ihren Bruder mit Engelbert führen würde, nothwendig entweder einen Bruch oder ein öffentliches Bekennen ihres Herzensbündnisses im Gefolge haben müßte. Ihrer weiblichen Würde war sie es ja ohnehin schuldig, dies letztere von ihm zu fordern, aber sie wußte nicht, ob es die Verlobung mit Engelbert oder der Bruch mit ihm war, was ihr in diesen Stunden quälenden Zweifels als das Fürchterlichste erschien.

Was sie auch thun mochte — das eine wie das andere konnte sie unglücklich machen, und zu dem einen wie zu dem anderen gebracht ihr der Muth. Daß sie ihren Bruder von ganzem Herzen liebte, daß eine Kränkung, welche ihm widerfuhr, sie selbst aufs schmerzlichste traf — niemals hatte sie es deutlicher empfunden als gerade jetzt; aber sie besaß dessenungeachtet ebenso wenig die Entschlossenheit, mit ihrer eigenen Person für ihn einzutreten, als zu ihm zu eilen und ihm alles zu beichten. Später — morgen vielleicht oder nach einer kleinen Anzahl von Tagen — wollte sie ihm ja gerne reuig bekennen, was sie an ihm gefündigt hatte; jetzt aber mußte sie Zeit gewinnen — Zeit, um zur Klarheit zu gelangen über sich selbst und um den Weg zu finden, welchen sie einschlagen durfte, ohne ihr eigenes Lebensglück zu zerstören.

Als sie am nächsten Morgen das Frühstückszimmer betrat, hatte sich die Zahl der Bedeckte um eines verringert. Lothar erschien nicht, und man hatte ihn offenbar auch gar nicht erwartet. Niemand erwähnte seiner, und obwohl sich ihre Gedanken unausgesetzt mit ihm und mit den muthmaßlichen Gründen seines Fernbleibens beschäftigten, würde Marie es doch niemals übers Herz gebracht haben, eine Frage nach ihm zu thun. Doch als sie nachher mit Gilly allein war, duldete es sie nicht länger in dieser Ungewißheit, und scheinbar beiläufig, doch mit starker Stimme, erkundigte sie sich nach dem Professor.

„So weißt Du gar nicht, daß er heute in aller Gottesfröhe ausgezogen ist?“ fragte Gilly verwundert. „Gestern im Laufe

des Tages hat er sich in Moabit eine eigene Wohnung gemiethet, und am Abend hat er uns ohne viele Umstände das Quartier aufgefunden. Der Weg, den er täglich zu machen hatte, um sich mit seinen geliebten Verbrechern zu unterhalten, war ihm wohl zu unbequem, und außerdem störte ihn die Geselligkeit, die zu seinem Entsetzen in unserem Hause gepflegt wird. Mit der bewundernswürdigen Offenheit, die ihm nun einmal eigenthümlich ist, erklärte er gestern abend in unserer Gegenwart dem Papa, er halte neun Zehntel aller Abendgesellschaften, Bälle, Gastmahle und musikalischen Thees für die sündhafteste Vergeudung von Zeit und Kräften, und er sei entschlossen, sich von diesem hohlen Treiben viel entschiedener fernzuhalten, als es ihm unter unserem Dache möglich wäre. Nun, es hat keines von uns den Versuch gemacht, ihn mit Bitten und Thränen zum Daubleiben zu bewegen. Ein wie guter Mensch er auch ist, hier steht er mit seiner pedantischen Schwerfälligkeit doch überall im Wege.“

Bei ihrem eifrigen Geplauder hatte sie kaum beachtet, daß Marie plötzlich das Gesicht abgewendet und sich sehr angelegentlich mit den Notenheften auf dem Flügel zu schaffen gemacht hatte, und sie fand es auch durchaus nicht auffällig, daß ihre Vase das Gespräch sehr rasch auf einen anderen Gegenstand lenkte. Ihr Bruder Lothar war ja eine so uninteressante Persönlichkeit! —

Wie lebhaft würde sich wohl ihre Verwunderung geäußert haben, wenn sie gesehen hätte, daß in Mariens Augen die hellen Thränen schimmerten — Thränen der Beschränkung, des Jornes und des ungestandenen Kummeres. Sie wußte ja besser als alle anderen Bewohner des Hauses, weshalb Lothar von Brendendorf sich eine andere Heimstätte gesucht hatte! —

Wie eine unschätzbare Wohlthat empfand Marie die eigentümlichen Zerstreuungen, welche ihr die nächsten Tage brachten.

Ein großes, gesellschaftliches Ereigniß war es, das seine Schatten voranzwarf — ein Ereigniß, welches ganz danach angethan war, den Sinn und die Zeit der jungen Damen ausschließlich in Anspruch zu nehmen.

Eine fürchtbare Ueberschwemmung hatte die östlichen Theile des Landes heimgesucht, hatte grauenhafte Verwüstungen angerichtet, Taufende und Abertaufende ihrer geringen Habe beraubt und ihnen auf Jahre hinaus die Möglichkeit genommen, dem verschliffen und veranderten Boden aufs neue die Mittel zur Erhaltung ihres Daseins abzurufen.

Wohl lieferten die minder hart betroffenen Oertschaften der so schwer geprägten Provinzen sofort die herrlichsten und erbedendsten Beweise werthtätiger Menschenliebe, wohl leisteten die Staatsbehörden an erster, schleuniger Hilfe alles, was ihre verfügbaren Mittel ihnen gestatteten, und der Landesherr selbst spendete ohne Zögern aus seinen Privatmitteln eine sehr bedeutende Summe. Aber das alles war nicht viel mehr, als eine Rettung der Obdachlosen, der Hungernden und Frierenden vor dem unmittelbaren Verderben — eine wirkliche, nachhaltige Hilfe vermochten bei der unabsehbar großen Größe des Elends solche Beiträge nicht zu gewähren. Dazu bedurfte es einer Aufwendung von Millionen, und ein einziger lauter Hilfeschrei hallte durch die ganze gefittete Welt, um diese Millionen zu beschaffen.

So weit das geschriebene und das gedruckte Wort über die bewohnte Erde zu dringen vermochte, thaten sich überall die Herzen auf wie die Hände. Und der Geldschrank des Reichthums wie das magere Beutelchen des Armen — die sicher versteckte Kassette des Geizigen wie die Sparkasse des Kindes — sie alle spendeten ihr Scherlein zu der großen Liebesgabe, die man den Heimgesuchten reichete.

Daß die Hauptstadt des Reiches die Führung der großen Wohlthätigkeitsbewegung übernehmen mußte, war bei der Lage der Verhältnisse von vornherein selbstverständlich, und wenn bei einem solchen einmüthigen Zusammenschlagen aller warmführenden Herzen auch von irgend welchen Unterscheidungen nach Rang und Stand nicht die Rede sein konnte, so erkannte man doch neben der Theilnahme an den allgemeinen Sammlungen, bei denen der Name eines Fürsten oft neben demjenigen eines schlichten Handwerkers zu stehen kam, in den einzelnen Gesellschaftskreisen die mannigfaltigsten und verführerischsten Mittel, um seinen Freunden, Bekannten oder Standesgenossen in irgend einer angenehmen Form noch eine weitere Opfergabe zu entlocken.

Die Zeitungen wimmelten von Anzeigen der verschiedenartigsten Wohlthätigkeitsfeste; eine der großartigsten Veranstaltungen aber mußte ohne Zweifel der Bazar werden, welchen ein aus Mitgliedern der höheren Aristokratie bestehender Ausschuss ins Leben zu rufen gedachte. Bereitwillig hatte man den großen, prächtig ausgestatteten Festsaal eines neu erbauten Ministeriums für den menschenfreundlichen Zweck zur Verfügung gestellt, und in allen Familien, welche ein Recht hatten, sich der vornehmen Welt Berlins beizuzählen, war man wochenlang geschäftig, zu seinem Theile nach Kräften mitzuarbeiten an dem großen und in diesem besonderen Falle zugleich so vermöglichen Werke der Barmherzigkeit.

Auch in das Haus des Generals von Brendendorf hatte der Aufruf des Ausschusses eine nicht geringe Aufregung getragen. Man rechnete ja nicht nur auf den Reichtum seiner Excellenz für eine erhebliche Beisteuer zur Ausstattung der Verkaufstische, sondern man bewarb sich auch mit besonderem Eifer um die thätige Mitwirkung der beiden jungen Baronessen. Cilly galt seit ihrer Einführung in die Gesellschaft als eine der reizendsten und eigenartigsten Schönheiten der Berliner Aristokratie, und ihr schlanke blondes Bäschen hatte rasch eine kaum geringere Zahl von Bewunderern gefunden.

Da aber die Anziehung des Bazars hauptsächlich in der Schönheit und Liebenswürdigkeit der vornehmen Verkäuferinnen bestehen sollte, so wollte man auf die Damen des Generals von Brendendorf unter keinen Umständen verzichten, und wenn auch Marie anfänglich gezögert hatte, ihre Zusage zu ertheilen, so war bei Cillys Begeisterung für die Idee an eine wirkliche Abgabe doch nicht zu denken gewesen. Allmählich hatte der Eifer und die Freundlichkeit, mit welcher ihr übermüthiges Bäschen die Sache behandelte, denn auch auf Marie ansteckend gewirkt, und sie sträubte sich nicht mehr dagegen, daß Cilly sie vom Morgen bis zum Abend mit Beratungen, Beforgungen und Plänen für den Wohlthätigkeitsbazar in Anspruch nahm.

Da die Veranstaltung dem kaufkräftigen Publikum durchaus etwas Eigenartiges, noch nicht Dagewesenes bieten sollte, so hatte man sich nach vielen vergnügten Vorstandssitzungen und nach Verwerfung zahlreicher anderer Vorschläge dahin geeinigt, daß die Verkäuferinnen nicht — wie sonst bei derartigen Anlässen — im Gesellschaftsanzug, sondern kostümirter erscheinen sollten, und zwar in den heimischen Trachten der verschiedensten Völker und Volksstämme der Erde. Des Kopfzerbrechens, welches dadurch den jungen Damen bereitet wurde, war freilich kein Ende; aber mit Hilfe einiger Modekünstler, die sich der großen Sache gern zur Verfügung gestellt hatten, wurden alle Schwierigkeiten in verhältnißmäßig kurzer Zeit glücklich überwunden und sogar das nahezu beispiellose Ergebnis erreicht, daß fast alle Betheiligten mit der ihnen zugewiesenen Rolle leblich zufrieden waren.

Cilly sollte sich danach für die beiden Bazartage in eine dunkeläugige, heißblütige Spanierin verwandeln, während Marie mit ihrer schönen, hochgewachsenen Gestalt und ihrem prächtigen lichtblonden Haar aufs vollkommenste alle äußerlichen Erfordernisse für das ihr zugedachte Friesenmädchen besaß. Mit der Beschaffung der Gewänder aber, die natürlich so echt und so kostbar als möglich sein mußten, da die Sorge, von einer ersünderischen Nebenbuhlerin übertrahlt zu werden, beständig wie ein drohendes Gespenst vor den Augen jeder der holden Ewastöchter schwebte, waren die Mühen und Anstrengungen, welche man ihnen auferlegte, noch keineswegs erschöpft. Von den Veranstaltern war die Anregung ausgegangen, daß die auf dem Verkaufstisch jeder jungen Dame prangenden Schätze die Erzeugnisse des Landes darstellen sollten, in dessen Tracht die Verkäuferin gekleidet war, und wenn auch in dieser Hinsicht die Grenzen des Zulässigen ziemlich weit gezogen wurden, sofierte es doch Nachdenken, Zeit und Geld genug, die zahlreich einlaufenden Geschenke entsprechend zu vertheilen und das Fehlende durch eigene Einkäufe in angemessener Weise zu ersetzen.

Der gute Wille der Jugend aber und die reichen Hilfsquellen, welche gerade dieser glücklichen Jugend fast unverwundlich zu Gebote standen, halfen auch die letzten Hindernisse überwinden. Cilly verfügte am Tage vor der Eröffnung des Bazars über einen wahrhaften Schatz von Fächern, Seidenmantillen und köstlichen kleinen Kunstwerken in Eisen und Silber; Marie aber durfte sicher sein, manchen freigebigen Liebhaber für ihren Vor-

rath nach friesischer Art geklöppelter Spitzen und für die zierlichen Schmuckgegenstände aus Gold und Silberflügeln zu finden, welche ein Hofjuwelier dem Bazar zum Geschenk gemacht hatte.

Die ganze Familie des Generals von Brendendorf hatte für den Vorabend des Eröffnungstages eine Einladung zur Tafel bei dem Generalleutnant Grafen Hainried, und die jungen Damen waren eben im Begriff, sich zur Anlegung des Gesellschaftsanzugs auf ihre Zimmer zu begeben, als der Diener den Rittmeister von Boretius meldete, welcher in einer überaus dringenden Angelegenheit um Gehör bitte.

„Das kann nur unseren Bazar betreffen,“ meinte Cilly, „denn Boretius ist ja die Seele des Komitees. Natürlich müssen wir erfahren, um was es sich handelt.“

Der trotz seiner jungen Jahre ziemlich wohlbeliebte Major-offizier war ganz außer Athem vor Erregung, und die Rathlosigkeit malte sich trotz des verbindlichen Begrüßungslächelns so deutlich auf seinem Gesicht, daß Cilly ihn sogleich mit der Frage empfing, welche Hiobspost er denn zu überbringen habe.

„Ah, meine Herrschaften,“ seufzte Herr von Boretius, „wir sind in der schauerhaftesten Verlegenheit von der Welt. Nun haben wir uns von dem ersten unter den lebenden Poeten einen schwingvollen Prolog dichten lassen, mit welchem das Eröffnungskonzert eingeleitet werden sollte, — eine Hofchauspielerin hat sich acht Tage lang bemüht, unserer verehrten Gräfin Hilgers die richtige Betonung beizubringen, die Programme sind seit vorgestern auf Seidenatlas mit Goldfransen gedruckt, und was geschieht? Vor einer Stunde läßt die verehrte Gräfin an den Vorstand die bündige Mittheilung gelangen, sie sei wegen einer hochgradigen Erkältung zu ihrem Bedauern außer stande, sich überhaupt an dem Bazar zu betheiligen, geschweige denn einen Prolog zu sprechen. Natürlich eilte ich augenblicklich zu der abtrünnigen Gräfin. Aber man hätte eher Berge versetzen als den Sinn der jungen Dame ändern können. Wäre sie wirklich nur erkältet gewesen, ja, hätte sie überhaupt nur an irgend einer körperlichen Krankheit gelitten, so würde ich mir wohl die Ueberredungskunst zugetraut haben, sie trotzdem auf das Podium zu bringen. Aber die Kammerzofe, welche beauftragt war, mich von dem Allerheiligsten ihrer Herrin fernzuhalten, ließ sich durch meine dringlichen Bitten zum Berath des großen Geheimnisses bewegen. Das Kostüm, welches die Schneiderin heute abgeliefert hat, ist gänzlich mißglückt, und die Gräfin soll beim Anprobieren erklärt haben, so möge vielleicht eine Pottentottin im Hochzeitsstaat, niemals aber eine Georgierin aussehen. Als ich das vernahm, strich ich natürlich ohne weiteres die Segel. Um eine junge Dame in einer Toilette, welche sie selber für unkleidlich hält, vor ein großes Publikum zu bringen, muß man andere Zwangsmittel besitzen, als sie mir zu Gebote stehen. Erathen Sie nun, meine verehrten Herrschaften, welches Anliegen ich auf meinem verzweifelten Herzen trage?“

Er hatte sich mit seiner Erzählung zwar vornehmlich an die Generalin gewendet; aber die hilfessuchenden Blicke, welche er zwischendurch zu Cilly hinübergeworfen, hatten diese längst erathen lassen, in welcher Absicht er gekommen war. Sie war denn auch mit der Antwort auf seine letzte Frage sehr rasch bei der Hand.

„Sie suchen einen Lückenbühler, nicht wahr?“ meinte sie etwas schadenfroh. „Aber ich fürchte, daß Sie wenig Erfolg haben werden, Herr Rittmeister! Wer möchte es wagen, eine so stolze Schönheit wie die Gräfin Hilgers ersetzen zu wollen?“

Herr von Boretius neigte in drolliger Verkürzung das Haupt. „Ich weiß sehr wohl, mein gnädiges Fräulein, eine wie großartige That edelmüthiger Selbstverleugnung ich Ihnen da zumuthe. Es ist gewiß keine Kleinigkeit, wenn diejenige, welche in erster Linie hätte in Betracht kommen müssen, jetzt gewissermaßen nur als Hülferin in der Noth eintreten soll. Aber ich beschwöre Sie: denken Sie an unsere Lage und an die armen Ueberschwemmten, für die wir uns ja alle opfern!“

„Mein Gatte ist leider nicht anwesend,“ mischte sich nun auch die Generalin ein, „und wenn er auch in Anbetracht des wohlthätigen Zweckes gegen die Mitwirkung meiner Tochter als Verkäuferin keine Einwendungen erhoben hat, so weiß ich doch wirklich nicht, Herr Rittmeister, ob er einem solchen öffentlichen schauspielerischen Auftreten seine Zustimmung ertheilen würde.“

„Aber ich bitte, Excellenz — von Schauspielerlei kam da doch wohl kaum die Rede sein. Sämmtliche an dem Konzert

Mitwirkenden gehören der Gesellschaft an und die Eintrittskarten sind ausschließlich in unseren Kreisen verkauft worden. Man könnte ebensowohl einen Hofball ein öffentliches Vergnügen nennen.“

„Aber der Name der Gräfin Silgers bleibt auf dem Programm — nicht wahr?“ fragte Cilly, der die Rathlosigkeit des armen Rittmeisters sichtlich einigermassen Vergnügen machte.

„Allerdings — es wird sich nicht ändern lassen,“ gab er kleinlaut zu. „Die Dinger sind ja nun mal fertig, und in so kurzer Zeit können neue nicht mehr hergestellt werden. Doch wird dem Vortrage natürlich eine entsprechende Ankündigung vorausgehen, und man wird nicht versäumen, das Verdienstliche solcher Stellvertretung gebührend zu betonen.“

Zu diesem Augenblick trat der General in das Zimmer, und nachdem er von dem Anliegen des Rittmeisters unterrichtet worden war, fragte er in seiner gewohnten verbindlichen Weise:

„Welchen Umfang hat das Gedicht, das hier in Frage kommen würde?“

Herr von Voretius zog die Niederschrift aus der Tasche.

„Einen ganz mäßigen, Excellenz! Acht Strophen zu je zehn Versen! Es enthält eine ergreifende Schilderung der Katastrophe sowie des Glorids, welches sie im Gefolge gehabt hat, und schließt mit einem feurigen Ausruf an die Mildehäufigkeit der Mitmenschen. Schon beim Lesen wird man bis zu Thränen gerührt.“

„Um so größer müssen demnach auch die Anforderungen sein, welche es an die Vortragskunst der Sprecherin stellt. Das Talent meiner Tochter aber dürfte schwerlich ausreichen, ihr die Erlernung dieser Kunst innerhalb weniger Stunden zu ermöglichen, und Ihr Wunsch, mein lieber Herr Rittmeister, ist außerdem schon deshalb unerfüllbar, weil wir für den heutigen Abend zu einem Essen geladen sind, bei welchem meine Tochter aus ganz besonderen Gründen keinesfalls fehlen darf. Nicht einmal zum bloßen Auswendiglernen würde ihr da die erforderliche Zeit verbleiben.“

Der bedauernswerthe Rittmeister blickte in tiefster Niedergeschlagenheit auf seine Papierrolle.

„Dann habe ich allerdings keine Hoffnung mehr! Der Prolog wird ganz ausfallen müssen! — Es ist jammerschade um das herrliche Werk, und der berühmte Dichter wird außer sich sein, um so mehr, als wir ihn schon mit ganz besonderer Feierlichkeit eingeladen haben.“

„Versuchen Sie doch Ihr Heil bei irgend einer hervorragenden Schauspielerin! Diese Damen wissen solche Aufgaben ja in kürzester Zeit zu bewältigen.“

„Unmöglich, Excellenz, leider ganz unmöglich! Das Konzert würde durch die Mitwirkung einer Berufskünstlerin sein Gepräge vollständig verlieren.“

Man gab ihm keine Antwort, und das war ein Zeichen, daß seine Sendung hier als beendet angesehen werde. Schon hatte er der Generalin seine Abschiedsverbeugung gemacht, als Marie, die sich bis dahin ganz still verhalten hatte, mit merklicher Zaghaftigkeit sagte:

„Wenn Ihre Verlegenheit wirklich so groß ist, Herr Rittmeister, und wenn Sie ganz sicher sind, einen besseren Ersatz nicht mehr zu finden, so will ich meine geringen Talente dem guten Zweck gern zur Verfügung stellen.“

Die Wirkung ihrer Worte war begreiflicherweise bei allen Anwesenden diejenige einer sehr lebhaften Ueberraschung. Herr von Voretius aber verstand sich gut auf seinen Vortheil: ehe noch ein anderes zum Worte gekommen war, versicherte er Marie in Ausdrücken überschwenglichsten Entzückens der ewigen Dankbarkeit des Ausschusses, des Publikums und sämmtlicher Ueberschwemmen. Ehe sie noch recht wußte, wie ihr geschah, hielt Marie die inhaltschwere Rolle bereits in der Hand.

Es hatte nicht einmal den Anschein, als würde der General durch den überraschenden Entschluß seiner Nichte unangenehm berührt. Mit einem kleinen Lächeln beglückwünschte er den Rittmeister überzend zu seinem Erfolge, und auf Mariens schwächterne Bitte, daß er es übernehmen möge, ihr Ausbleiben bei dem Grafen und der Gräfin Hainried zu entschuldigen, beruhigte er sie durch die Versicherung, daß er ihr volle Verzeihung erwirken werde.

Die „ganz besonderen Gründe“, welche Cillys Erscheinen bei dem Essen zu einem so unerlässlichen machten, mußten also für Marie wohl keine Geltung haben. —

Als sich der Rittmeister von Voretius mit erhobenerm Haupte und strahlendem Antlitz entfernt hatte, gab Cilly, während sie die Verwandte in den zweiten Stock hinauf geleitete, ihrer Verwunderung lauten und lebhaften Ausdruck:

„Natürlich wirst Du einen ungeheuren Triumph feiern, denn ich glaube, Du hast zu allem Talent, was Du nur unternimmst; aber Du mußt schon verzeihen, daß ich mich von meinem Erstaunen trotzdem noch immer nicht erholen kann. Es gehört doch wirklich eine gewisse Selbstverleugnung dazu und jedenfalls heidenmähig viel Muth.“

„Vielleicht aber leitete mich bei meinem Anerbieten weder das eine noch das andere,“ erwiderte Marie; „es war der plötzliche Entschluß des Augenblicks, und was könnte es helfen, wenn er mich jetzt reute!“

Daß der Wunsch, unter einem stichhaltigen Vorwand dem Essen bei dem künftigen Kriegsminister fernbleiben zu können, wohl den wesentlichsten Antheil an jener plötzlichen Entschließung gehabt hatte, gestand sie ihrer Base freilich nicht ein. Hätte sie doch sich selber gern davon überzeugt, daß es nicht so sei, und daß die Bekommenheit und das Unbehagen, mit welchen sie bisher dem heutigen Abend entgegengeesehen hatte, ihre Ursache in irgend etwas anderem als in einem leisen Nachzittern jener eifersüchtigen Regungen gegen die junge Gräfin Hainried gehabt haben müßten.

Auf einem Ruhebett in ihrem Zimmer liegend, las sie das Gedicht, das in der That von hohem dichterischen Schwunge und von unsehbar mächtiger Wirkung war. Das Jagen vor der Schwierigkeit ihrer Aufgabe, das sie unter dem ersten Eindruck hatte überkommen wollen, verschwand bald vor der aufrichtigen Begeisterung, mit welcher sie sich in dieselbe vertiefte. Von dem fähnen Gedankenfluge und der packenden, bilderreichen Sprache des Dichters fortgerissen, vergaß sie sehr schnell das verschmähte Abendessen und die kokette Gräfin.

Achtlos und halb unbewußt rief sie „Hercin!“, als nach Verlauf einer halben Stunde an die Thür ihres Zimmers geklopft wurde, — und sie richtete sich erst in Verwunderung und leichtem Erschrecken empor, als sie Engelbert über die Schwelle treten sah.

Er schien ernster als sonst, und auch die gewohnte Sicherheit und siegesgewisse Zuversicht waren nicht in seinen Mienen.

„Außerordentliche Umstände können wohl einmal einen kleinen Berstoß gegen das Herkommen entschuldigen,“ sagte er, einer erstaunten Frage Mariens zuvorkommend. „Du darfst überzeugt sein, daß ich diesem Besuche die allerunschuldigste und glaubwürdigste Deutung geben werde, wenn wirklich irgend eine Spürnahe etwas von demselben bemerkt haben sollte.“

Marie hatte sich rasch erhoben, und ohne jede Verlegenheit stand sie ihm gegenüber.

„Ich denke, Du wirst aus der Ursache dieses Besuches vor niemand ein Geheimniß zu machen brauchen,“ sagte sie, und ihre Erwiderung klang stolz und zurückhaltend, wie wenn sie zu einem Fremden spräche. Und doch schien es heute keineswegs erforderlich, ihn durch ihre Haltung an einer der gewöhnlichen Aeußerungen seiner leidenschaftlichen Zärtlichkeit zu hindern. Engelbert war hart neben der Thür stehen geblieben, und er wirkte an seinem Schnurrbart viel eher wie ein verlegener und unbeholfener Jüngling denn wie ein stürmischer und rücksichtsloser Liebhaber.

„Du hast einen Vorwand gesucht, um uns nicht zu den Hainrieds begleiten zu müssen,“ fuhr er, ihre stolze Bemerkung unbeantwortet lassend, fort. „Man hat Dir also gesagt, um welche Absichten es sich da handelt?“

„Ich verstehe Dich nicht, Engelbert! Besondere Absichten — bei einem Abendessen? — Nein, man hat mir von nichts dergleichen gesprochen!“

Der Offizier zeigte sich sehr unangenehm überrascht.

„Wirklich nicht? Und es wäre in der That nur diese alberne Bazargeschichte gewesen, welche Dich veranlaßt, dasheim zu bleiben?“

„Nichts anderes als das! Aber vielleicht hast Du die Freundlichkeit, mir mitzutheilen, was mir allem Anschein nach von den anderen verschwiegen worden ist. Vermuthlich war dies doch die Veranlassung Deines Besuches.“

(Fortsetzung folgt.)

» Friedhofsgang. «

Siefes, tiefes Schweigen  
Waltet ernst ringsum;  
Baum und Blume neigen  
Ihre Häupter stumm.

Draußen wirres Schallen,  
Hier — wie süße Ruh',  
Auch wir alle wallen  
Diesem Frieden zu!

Albert Kleinschmidt.



III. Warum schlafen wir?

Was ist der Schlaf? Warum schlafen wir? Das sind sehr naheliegende Fragen, die sich der Mensch seit uralten Zeiten gestellt hat, auf die er aber bis auf den heutigen Tag eine bestimmte Antwort nicht geben konnte. Die Erscheinungen des natürlichen Schlafes sind uns wohl bekannt, wir wissen, daß der tiefe traumlose Schlaf mit dem völligen Erlöschen der Aufmerksamkeit verbunden ist; unsere Sinnesorgane sind in ihm gegen schwächere äußere Reize, die wir selbst im Zustande der Schläfrigkeit noch deutlich wahrnehmen, unempfindlich, die willkürlichen Bewegungen hören auf, und ebenso erlischt die Fähigkeit, Vorstellungen logisch zu verknüpfen, Gedanken zu bilden. Doch nur ein Theil des Organismus stellt im Schlaf seine Thätigkeit ein, physiologische Vorgänge, die von der Aufmerksamkeit nicht abhängen, vollziehen sich mit noch größerer Regelmäßigkeit als im wachen Zustande: unser Herz arbeitet und das Blut kreist in den Adern, wir atmen, unser Körper bildet Wärme, die chemischen Prozesse erleiden keinen Stillstand, wenn sie auch von denen, die sich im Wachen vollziehen, verschieden sein dürften. Das Gefühl der Erholung und Erquickung, welches auf den Schlaf folgt, läßt auch die Annahme berechtigt erscheinen, daß zu dieser Zeit gerade die aufbauenden Vorgänge, welche die Erneuerung des Organismus herbeiführen, vorwiegend walten. Das Organ, welches im Schlafe in erster Linie ruht und sich erholt, ist aber das Gehirn, das Organ der geistigen Thätigkeit. Wir könnten somit den Schlaf als die in regelmäßigen Fristen wiederkehrende Ruhe des Gehirns ansehen. Daß sie unumgänglich zur Erhaltung der Gesundheit nöthig ist, weiß jedermann; denn wenn wir den Schlaf durch fortwährend neue Reize anhaltend verschenden, so tritt endlich eine schwere Schädigung des Gehirns ein.

Warum aber müssen wir schlafen? Die Frage läßt sich nach dem heutigen Stande der Wissenschaft etwa wie folgt beantworten:

Während unser Organismus wacht, während wir arbeiten und denken, werden in uns Zeretzungsprodukte gebildet, welche aus dem Körper ausgeschieden werden müssen, wenn er leistungsfähig bleiben soll. Die Anhäufung dieser Stoffe verursacht Ermüdung, und man hat sie darum „Ermüdungstoffe“ genannt. Sind sie in größeren Mengen vorhanden, so stören sie auch die Thätigkeit des Gehirns, setzen seine Erregbarkeit herab und zwingen es zur Ruhe. Der Schlaf tritt alsdann ein. Während desselben werden nun neue Ermüdungstoffe gar nicht oder nur in geringen Mengen gebildet, der Organismus hat somit Zeit, die vorhandenen angehäuften Stoffe auszuschleiden. Ist dies geschehen, so hat sich der Körper erholt und wir erwachen erquickt und gestärkt.

Der berühmte Physiologe W. Preyer, welcher diese Deutung des Schlafes aufstellte, hat namentlich auf die Milchsäure als einen hervorragenden Ermüdungstoff hingewiesen. Infolgedessen wurden vielfache Versuche mit der Milchsäure angestellt, um dieselbe auf ihre schlafverursachende Wirkung zu prüfen. In der That stellten sich nach Darreichung derselben sowohl bei Menschen wie bei Thieren Schläfrigkeit und Schlaf ein, aber nicht in allen Fällen, ebenso häufig erwies sich das Schlafmittel als unwirksam. Preyer hat jedoch von Anfang an darauf hingewiesen, daß wir die Ermüdungstoffe, welche der Körper erzeugt, erst sehr wenig kennen, und daß erst nach dieser Richtung hin Vorarbeiten gemacht werden müssen.

In der That scheinen die neuesten Ergebnisse der Forschung viel zum Ausbau jener Erklärung des Schlafes beizutragen. Es sind in den letzten Jahren unter den Zeretzungsprodukten Stoffe bekannt geworden, die den Körper äußerst stark beeinflussen.

Wir wußten längst, daß gewisse Pflanzen äußerst starke Gifte erzeugen, denen auch betäubende Wirkung zukommt; es sind dies die Alkaloide, eine Gruppe von chemischen Verbindungen, von denen das Morphinum als das bekannteste erwähnt sein mag, das Morphinum, welches wie eine Reihe anderer Mittel einen künstlichen Schlaf hervorruft. Bis vor kurzem war es nicht bekannt, daß auch der thierische Körper ähnlich wirkende Stoffe erzeugt. Da fand man sie in den Leichen und verwesenden Substanzen und nannte sie „Leichengifte“ oder „Ptomaine“. Die Vahn

für die Untersuchungen war geeignet, und man fand ähnliche Gifte in dem Speichel und Urin gesunder Menschen, man fand im Fleische die sogenannten Leukomaine, welche mehr oder weniger stark die Nervencentren beeinflussen und Ermüdung und Schläfrigkeit hervorrufen. Diese Entdeckungen bieten wesentliche Stützen für die erwähnte Lehre vom Schlafe; derselbe wäre demnach durch eine Art von Selbstvergiftung hervorgerufen, und die Ruhe, welche er gewährt, wäre dazu bestimmt, den Körper von den schädlichen Stoffen wieder zu befreien.

Durch diese Auffassung wird vieles erklärt. Wir begreifen, warum der Schlaf eine periodische Erscheinung ist, aber in der Dauer der Perioden so wechselnd; wir begreifen, warum es einen festen und minder tiefen Schlaf giebt; es kommt ja auf die Grade der Selbstvergiftung an. Aber der Begründer der Lehre selber warnt vor zu eiligen Schlüssen; ein Mann der strengen Forschung, will er nicht geistreiche Vermuthungen aufstellen, sondern verlangt beweisende Thatiachen — und solche entscheidende Versuche fehlen noch zur Stunde. So müssen wir gestehen, daß wir im Augenblick selbst das Wesen des natürlichen Schlafes nicht erklären können, um wie viel schwieriger muß darum die Deutung der krankhaften Erscheinungen desselben sein!

Wir möchten aber von der Erwähnung dieser Erklärungsweise nicht scheiden, ohne eines Begleiters des Schlafes, des Traumes, zu gedenken. Soweit es möglich war, Versuche anzustellen, ergeben sie, daß der Traum in einer falschen Auslegung von Sinnesindrücken besteht. Für das Träumen giebt es keine Regel, kein Gesetz. Unsere Auffassung dürfte einiges Licht in das Dunkel der Traumwelt werfen.

Das Gehirn ist die Centralstation des Körpers und es zerfällt selbst in eine Anzahl von Centren, welche gewisse Verrichtungen ausüben müssen. Von der richtigen Beschaffenheit dieser Centren hängt auch unser gesundes Denken ab. Es ist erwiesen, daß z. B. Erkrankungen einer Partie des Gehirns Störungen der Sprache hervorrufen. Die Ermüdungstoffe betäuben sozusagen diese Centren, aber nach und nach werden die Ermüdungstoffe im Schlafe ausgeschieden; nach und nach werden die Centren im Gehirn frei, aber nicht alle mit einem Schlage: das eine schlummert noch tief, das andere ist bereits erregt; so werden gewisse Reize wahrgenommen und in dem unvollständig arbeitenden Gehirn zu der wirren Traumerscheinung verarbeitet.

IV. Alpdrücken und Nachtwandeln.

Unter den Träumen, die uns in dem unvollkommenen Schlaf befallen, giebt es auch auslende, die bei häufiger Wiederkehr sogar einen krankhaften Zustand bilden. Schon in den ältesten medizinischen Schriften finden wir den „Alp“ erwähnt, jenen Traum, der von dem Gefühl des Ersticens begleitet ist. Der Aberglaube hat sich dieser oft wiederkehrenden Traumerscheinung bemächtigt und sie als das Werk eines Kobolds, eines Gespenstes gedeutet, das uns in der Nacht aufsucht. Die Hegenprozesse beweisen uns, daß dieser Aberglaube kein harmloser war, sondern Veranlassung zu dem Glauben an den Verkehr mit Teufeln z. gab. Früher beschäftigten sich die Aerzte viel mit dem Alpdrücken. In dem 1833 erschienenen Werke von M. Strahl „Der Alp, sein Wesen und seine Handlung“ wird eine ganze Reihe von sonderbaren Träumen erzählt und in dem Literaturverzeichnis werden gegen 150 Schriften über den Alp aufgeführt. Man warf auch in früheren Zeiten alle möglichen ähnlichen Erscheinungen in einen Topf zusammen und fand gerade in den krankhaften Träumen, im Nachtwandeln, in Ekstasen hysterischer zc. ein Gebiet, auf dem die Phantasie sich nach Belieben austummeln konnte. Und doch war es nicht schwer, die Ursache des Alpdrückens durch Versuche festzustellen.

Der vom Alp Befallene träumt, daß er erstickt. Die Ursache dieses Gefühls ist eine außerordentlich verschiedene und hängt von dem Bildungsgrade des Träumenden ab. Vielen erscheint wirklich ein schwarzes Gespenst, ein Kobold oder Elf, und legt sich ihnen auf die Brust; andere sehen und fühlen, wie ein häßliches Thier, eine schwarze Kage oder ein zottiger Hund, sich auf ihre Herzgrube lagert; andere endlich haben nur die Vorstellung, daß ihr Athem stockt, ihr Herz stillzustehen drohe, und alle empfinden Qualen der Todesnoth. Ist aber die Beklemmung aufs höchste

gestiegen, so wacht der Gequälte auf; der Alp wird abgeschüttelt, und manche greifen nach dem Puls, um zu sehen, ob sie noch leben.

Börner hat in den fünfziger Jahren genaue Beobachtungen über das Alpdrücken angestellt. Zunächst wählte er jugendliche Personen, die offenkundig daran litten. Während sie fest und ruhig schliefen, schob ihnen Börner die Decke sanft über das Gesicht, wobei er den Mund ganz und die Nasenlöcher nur zum größten Theil bedeckte. Dadurch wurde die Athmung erschwert, und die Folgen davon zeigten sich alsbald dem Beobachter. Die Schlafenden machten tiefe, langgedehnte Athemzüge; man sah, wie der Brustkorb angestrengt arbeitete, das Gesicht sich röthete, die Halsadern anschwellten; später stöhnten und ächzten die Träumenden, um endlich unter einer heftigen Bewegung zu erwachen. Jetzt gaben sie Auskunft über ihre Empfindungen; ein wüster Traum hatte ihnen den lebenden Alp auf der Brust vorgepiegelt.

Im weiteren Verlauf wurden neue Versuche mit 20 Personen gemacht, die bis dahin niemals an Alpdrücken gelitten hatten. Die meisten von denselben kannten die Alpgeschichte aus Erzählungen, und die Decke über dem Gesicht gaukelte ihnen entweder den echten Alp oder ein ähnliches die Brust beklemmendes Hinderniß vor. Aber auch bei denjenigen, denen die Geschichte nicht bekannt war, kam, durch die Athemnoth verursacht, ein dem Alp ähnliches Traumbild zustande, aber hat sich bei ihnen etwas auf die Brust niedergelassen. Die Abweichungen von dieser Regel waren sehr selten. Die eine der Versuchspersonen träumte, sie sei von einem wilden Thiere außer Athem gehetzt, und zwei andere hatten nur das Gefühl von Angst, Athemnoth und Bewegungslosigkeit, ohne daß ein Traumgesicht sich ausgebildet hätte.

Die Versuche Börners werfen auch ein Licht darüber, wie die Träume entstehen. „Der Charakter, den der Träumende dem Alpwesen beilegte, hing meist von dem Gegenstande ab, dessen er sich zur Bedeckung des Gesichtes bediente. Tuch, namentlich solches von etwas rauher oder zottiger Beschaffenheit, gab stets die Vorstellung von einem behaarten Thiere, welche infolge einer ganz logischen Schlußfolge zustande kam. Der Träumende fühlt nämlich, daß etwas früher nicht Dagewesenes sich auf seine Athmungsorgane lagert. Daraus folgt, daß dieses Etwas mit selbständiger Bewegungsfähigkeit ausgestattet, also ein Thier sein muß. Die Gefühlsnerven nehmen aber etwas Zarthaariges wahr, folglich muß das Thier ein mit weicher Wolle oder weichem Haar versehenes, also etwa ein Fudel, eine Kasse sein. Der ziemlich gleichmäßige Alptraum hat sonach nichts Auffallendes; er hat eine deutliche äußere Veranlassung, aus der er gebildet wird.“

Die abenteuerlichen Gehirnspiele des Traumes haben ihre ernstesten Seiten. Es ist hier nicht der Ort, zu erwägen, welche Rolle die Traumdeutung in früheren Zeiten gespielt hat und welche Bedeutung sie noch heute bei ungebildeten Völkern hat. Tausende und Abertausende von Menschen sind Träumen zu Opfern gefallen, und der berühmte König Mtesa im inneren Afrika ließ infolge seiner Träume Hunderte seiner Baganda hinrichten. Wir möchten hier nur einer anderen Eigenthümlichkeit des Traumes erwähnen, der Fälle, wo er über den eigentlichen Schlaf hinausdauert und Menschen zu Handlungen hinreißt kann.

Zwischen Schlaf und Wachen giebt es einen länger oder kürzer dauernden Zustand, die Schlaftrunkenheit, in welchem die Verbindungsäden mit der Außenwelt beim Einschlafen noch nicht vollständig abgelöst, beim Erwachen noch nicht vollständig wieder angeknüpft sind. „Die Sinne sind in ihm noch wach oder schon erwacht,“ sagt der Gerichtsarzt J. L. Casper, „aber sie sind umhüllt vom Nebel der Traumgebilde; der Schlaftrunkene sieht und hört, aber er sieht selbstgeschaffene Gespenster statt der wirklichen Gegenstände; er hört einen Schuß fallen, von dem er gerade träumte, während nur ein Stuhl umfiel. Er reagirt in gewohnter logischer Folge, die bekanntlich auch im tiefsten Traum fortbauern kann, da die Muskelthätigkeit im Schlafe nicht gehemmt ist, auf die gegengewidrigste Weise. Der berühmte Fall des Bernard Schmidmair, der im Traume ein fürchterliches weißes Gespenst auf sich zukommen sieht, halb erwacht mit seiner Art darauf einschlägt und seine Frau tödtet; der junge Mann, der an ängstlichen Träumen litt, zumal in mond hellen Nächten, der in einer solchen, als sein Vater aufstand und er die Thür knarren hörte, aufsprang, seine Doppelflinte nahm und den Vater durch die Brust

schoß; der Mensch, der, bedrückt von einem Traum, worin er mit einem Wolf kämpfte, den neben ihm schlafenden Freund mit einem Messer tödtete; Taylors Hausirer, der einen Stoddegen bei sich trug, auf der Landstraße eingeschlafen war und, von einem Vorübergehenden aufgerüttelt, seinen Stoddegen zog und den Fremden tödlich verletzte — diese und ähnliche ältere Fälle geben traurige Belege dafür, daß auch die schrecklichsten Thaten im Traumleben der Schlaftrunkenheit verübt werden können.“

In neuerer Zeit hat sich, Dank der schärferen Beobachtung die Zahl der wundersamen im Traume vorgenommenen Handlungen vermindert, und wie verbürgte Fälle von Langschläfern selten geworden sind, so hört man auch weniger von jenem räthselhaften Zustand, der als Schlaf- oder Nachtwandeln bekannt ist und früher nicht nur in Romanen eine bedeutende Rolle spielte.

Was man vor Jahrzehnten selbst bei Gerichten für möglich hielt, beweist beispielsweise der Fall des nachtwandelnden Knechtes in Halle. Er verliebte sich in ein Mädchen, und beide versprachen sich die Ehe. Aber ein anderer Liebhaber des Mädchens erregte seine Eifersucht. Eines Nachts stand der Knecht auf, stieg aus seinem Dachfenster, ging über die Dächer bis zum Fenster des benachbarten Hauses, stieg durch dasselbe hinein in die Kammer und ermordete das schlafende Mädchen mit dem Messer, das er mitgenommen hatte. Auf demselben Wege ging er wieder zurück. Bei der Untersuchung stellte er den Vorfall wie einen Traum dar, den er gehabt habe. So leicht dürfte heute ein Mord aus Eifersucht sich nicht entschuldigen lassen!

Man hat den Schlafwandelnden außerordentliche Befähigungen zugesprochen; ihr Geist sollte in dem eigenthümlichen Zustande besonders geschärft sein, und Dank dieser Verschärfung der Sinne und des Geistes sollte der Nachtwandler an den gefährlichsten Abgründen klettern, auf den schmalsten Stegen gehen, weite Sprünge vollführen, ohne sein Ziel zu verfehlen. Schon Johannes Müller hat an Stelle dieser wunderbaren eine einfachere Erklärung der beim Schlafwandeln beobachteten Thatfachen gegeben. Der Schlafwandler vollführt vieles, weil er die Gefahr, die ihm droht, nicht bemerkt, aber er ist gegen die Gefahr nicht gefeit, und er kann ebensovoll im Augenblicke des Erwachens wie noch im Schlafe aus dem Fenster stürzen, wenn ihn sein dunkler Drang dorthin getrieben hat.

Die medizinische Litteratur kennt nur wenige gut beobachtete Fälle von Schlafwandel. Sie entkiffen die Krankheit der romanhaften Färbung, die ihr verlichen wurde.

C. Binz berichtet über einen von ihm behandelten und geheilten Fall, der mit Alpdrücken verbunden war.\*

Es handelte sich um einen durchaus gesunden, mit raschem Einschlafen und bei Abwesenheit der schädlichen Ursachen mit festem Schlaf begabten jungen Mann von lebhaftem Temperament. So weit eine Rückerinnerung möglich, waren seine Vorfahren, Verwandten, wie auch die lebenden Familienmitglieder frei von irgend welchem psychischen Leiden oder auch nur nervösen Anlagen. Außer den gewöhnlichen Kinderkrankheiten hatte jenem jungen Mann nie etwas gefehlt. Seit den Jahren der Reife litt er entweder an Alpdrücken oder an Schlafwandeln bis etwa zu seinem 35. Lebensjahre. Ersteres trat in den schrecklichsten Formen auf; dem Bildungsstandpunkte des Kranken angemessen allerdings nicht in der Form eines lebenden Alpweus, sondern stets als ein fürchterliches Erstickungsgefühl. Das Schlafwandeln zeigte sich als Aufstehen im Bett, mit Aussprechen mehr oder weniger zusammenhängender Worte, als Aufstehen vom Lager und Umhertappen im Zimmer, als Ankleiden und Zusammenrassen von anderntags zu gebrauchenden Gegenständen und endlich einmal als geschicktes Klettern auf einen vom Monde matt beleuchteten, 6 Fuß hohen Porzellanofen, von welchem seine junge Frau den Schlafturner herunterholte. Beim Erwachen blieb meistens keine Erinnerung an ein Traumbild übrig. Zuweilen waren während des Vorganges die Augen offen; wurde Licht gemacht, so erfolgte das Erwachen in kürzester Frist. Die Folgen dieser Zustände bestanden in Ermüdung und Abgeschlagenheit während des Tages und in einer wohlberechtigten Furcht vor jeder kommenden Nacht, denn es stand nichts im Wege, daß der Schlafwandelnde auch einmal seinen Weg durch ein Fenster auf

\* Real-Encyclopädie der Heilkunde. Urban und Schwarzenberg, Wien. Bd. XVII. S. 368 u. ff.

das Straßenpflaster nehmen würde. Das waren die Gründe, weshalb wiederholt ärztliche Hilfe aufgesucht wurde, aber ohne jeglichen Erfolg, weil man anfangs der merkwürdigen Verschiedenheit der Ursachen nicht auf die Spur kam. Erst die von Binz verordnete genauere Selbstbeobachtung der Patienten in Betreff der Ursachen der Anfälle stellte fest, daß diese in folgendem bestanden: 1. Aufnahme gewisser Speisen (namentlich Kartoffeln und Käse) am Abend, oder 2. in angestrengtem geistigen Arbeiten während der späten Abendstunden, oder 3. in einem weiten Marsch zur selben Zeit.

Sämtliche krankhaften Zustände hörten von dem Tage an auf, wo dem Leidenden die Ursachen seines Uebels klar wurden und er dieselben sorgfältig vermied. So hat der Mann nach der jüngsten Veröffentlichung von Binz 20 Jahre in voller Gesundheit verlebt. Eine Tochter des Geheilten hat dagegen den Hang zum Schlafwandeln geerbt.

Der Schlafwandel steht auf der obersten Stufe jener Störungen des Schlafes, die sich in leichten Formen als Reden, Lachen und Weinen im Schlaf darstellen, die sich zum Abdrücken und endlich zum Umhergehen im Schlaf steigern können. C. Falkenhof.

## Zwei neu entdeckte Schwäbische Tropfsteinhöhlen.

Geschildert von Karl Gutschmann. Mit Zeichnungen von A. Schmierer.

Rachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.



„Halt! Klang's da nicht hohl?“ rief einer der Arbeiter. Man hob die Lampe ab, welche von der Wand herabhängend und das Dunkel des gewaltigen Höhlenraumes, in dem die Arbeiter beschäftigt waren, nur nothdürftig erhellte.

Ein paar kräftige Schläge mit dem Fisel, die scheinbare Felswand splitterte in klingende, scharfenartige Stücke, aus schwarzgährender Oeffnung drang unepfölich ein starker Luftstrom, der die Lichter auszulöschen drohte, und — die schönste Höhle des höhlenreichen Schwabenlandes war gefunden.

Wie viele Wanderer werden künftig dem Gebirgsthale der schwäbischen Alb zuwandern, das sich zwischen der herzoglichen Deck und dem stolzen Hohenneuffen breit ins Neckarthal öffnet, dem reizvollen Leminger Thal! Durch saubere Dörfer geht's an der rauschenden Lauter hin, bis die fels- und burggekrönten Berge sich näher und näher zusammenschieben und das Thal dicht über dem wundervoll gelegenen Gutenbergs in der mächtvollen Felschlucht der „Pfals“ seinen Abschluß findet. Links von diesem Thale, im kurzen schluchtartigen Tiefenthal, zeigt sich dem Wanderer hoch oben am weißen Felsenkranz die Oeffnung der Gutenberger Höhle. Ein prächtiger Weg führt durch den grünen Buchenwald in langsamer Steigung zum Portal.

In der ersten Halle, dem schon vorher bekannten „Heppenloch“, erblaut sich das Auge an der überaus lieblichen Thalsicht; dann geht's bei Magnesiumschein zur zweiten Halle, dem Fundort zahlreicher Fossilien und feuersteinartiger, roher Werkzeuge, für die Kenntniß des ältesten Europäers von hervorragender Bedeutung. Fünfzehn Meter unter dem Höhlenloche, der die ganze Halle bis zur Wölbung ausfüllte, lag die festschwere Masse mit den eingeborenen Knochenresten, zum Theil 3 m hoch und 2 m breit; und gerade als man mit der Förderung dieses Schatzes beschäftigt war, erfolgte jener Durchschlag, der zur Fortsetzung der Höhle führte.

So mußten also die Nashörner der grauen Vorzeit, deren gewaltige Zähne hier in glänzendem Email aus dem Zirkelstein starrten, die Riesenhirsche, die Auerochsen, die Höhlenbären und -löwen und wie all die Ungeheuer hießen, deren Ueberreste kreuz und quer, zertrümmert und zerpalten in steingewordenen Lehm lagen, den neuzeitlichen Schwaben zur Auffindung des Baubergangs verhelfen, der sich von da bis jetzt 200 m weit ins Gebirge hineinzieht!

Schon die dritte Grotte, die „Gothische Halle“, zu welcher man auf einer Treppe hinaufsteigt, ist in der That zauberhaft. „Eis!“ ruft der Besucher unwillkürlich, wenn er zu den Gebilden aufschaut, die in schimmernder Weiße von den Wänden der lapellenartigen Halle herabhängen. Aber die Wärme (vergangenen Winter immer 15 Grad) und wohl auch das überlegene Lächeln des Führers, der solchen Mißverständnissen

gewohnt ist, bekehren ihn sogleich eines Besseren.

Da drängt es sich fluthartig aus der hohen Felsnische hervor; dort in der Höhe droben baut sich die zierlichste, stilvollste Kanzel heraus; rückwärts, wo die weißen Bildungen mit gelblichen vermischt sind, steigt's lammartig empor zu einer Oberkammer, die sich aber nur mittelst einer Leiter und auch so nur un bequem erreichen läßt.

Auf dem Boden, der aus Lehm, mit Kies gemischt, besteht, erheben sich die wunderbarlichsten Pavten und Zinten, große und kleine, schlante und gedrungene, zum Theil ebenfalls die Formen des Eises aufs täuschendste nachahmend. Emstig geht der weitere Aufbau dieser Stalagmiten vor sich; das alte Sprichwort „gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo“ (= nicht durch Gewalt, aber durch unaufhörliches Fallen höhlt der Tropfen den Stein) hat hier seine Geltung verloren: der aus der Höhe fallende Tropfen höhlt den Stein nicht, sondern baut ihn auf, und wenn's auch Jahrhunderte währen mag, bis ein solcher Krystallzacken fertig ist, die Natur wird nicht müde, und Tropfen um Tropfen setzt die fürs bloße Auge nicht sichtbaren Kalkkörperchen ab, die sich im Ringe gelagert in glühendem Krystall um die leerbleibende Mittelöffnung ansammeln. Buchstäde solcher Gebilde zeigen beim Schluß die sich wie rohe Seide an einander fügenden und in einander schlingenden „Jahresringe“, wenn man diesen Ausdruck auf die todtten und doch stetig wachsenden Steine anwenden darf. Uebrigens geht jene geheimnißvolle Arbeit eher im Winter vor sich, wenn das Schneewasser in den Boden einsickert; im Sommer ist die Höhle fast durchweg trocken und sauber. — Wir verlassen die „Gothische Halle“, die in der That einigermassen an gothische Bauart erinnert, durch ein Thor, das durch Hinwegräumen eines im Weg liegenden gewaltigen Felsklozes erst künstlich hergestellt werden mußte — vorher war nur ein ganz enger, fast unpassbarer Durchschluß vorhanden — und sehen gleich nach den ersten Schritten links die getreue, verfeinerte Nachbildung eines Gletschers, bis aufs schimmernde Eisthor

Gutenbergs.

\* Im Dezember 1889. Die Ausgrabungen waren von Medizinalrath Dr. Hedinger-Einstadt und Herrr K. Gutschmann-Gutenbergs unternommen.



alle Einzelheiten eines solchen treffend, im Verhältniß zum andern nur eine kleine Gruppe, aber zum Schönsten und Ueberrauschendsten gehörig.

Ein lang sich hinziehender Gang, überall an Decke und Seitenwänden mit den wunderbarsten Bildungen behängt, führt in die „Maurische Halle“. Ein steinernes Märchen! Links stürzt sich hoch herab aus undurchdringlicher Finsterniß der „Wasserfall“; aber zu stummem Stein erstarrt sind die schneeweißen, schäumenden Wogen und die breite Fluth, in die der prachtvolle Sturz wallend ausläuft. Rechts sind an der schneeigen Wand die wunderbarsten Figuren aufgebaut, ein unerlöschlicher Reichthum an Formen, vom massiven Stalaktiten bis zum feinsten Glasröhrchen, die meisterhafteste Filigranarbeit, die der Bezeichnung der Grotte als der „maurischen“ volle Bezeichnung verleiht. Auch hier ist der Boden mit Tropfsteinen bedeckt, nur in zusammenhängender, wie zusammengebodener Form. Wahrscheinlich ist die merkwürdige Masse, die den Boden gänzlich überdeckt, abgesehen von der starken Säule, an welcher das Geländer angebracht ist, als eine Verfürgung von oben herab anzusehen; es läßt sich ja denken, wenn die Stalaktiten Jahr um Jahr neue Schichten ansetzen und nach unten in die Breite wachsen, daß dann infolge der Gewichtszunahme schließlich eine Ablösung von der Felsdecke erfolgen muß. So ist denn auch in verschiedenen Theilen der Höhle bei Gelegenheit der Wegbahnung eine ganze Anzahl von Tropfsteingebilden zum Vorschein gekommen, die sicherlich einst von der Decke herabgingen, bevor sie durch ihr eigenes Gewicht losgerissen in die Tiefe stürzten. Von diesen sind ja die eigentlichen Stalaktiten, die vom Boden aufwachsen, leicht zu unterscheiden. — Ueber eine Treppe, am „Zwergpalast“ vorbei, einer überaus zierlichen Gruppe jener ungläublich zarten Glasröhrchen, geht's in die fünfte Halle, wo sich der Weg nach links in einen weiteren Gang verliert, dessen Ende noch nicht ausgegraben ist, und nach rechts hinab zur sechsten Halle, an der Spindelpartie (feine, gläserne Tropfsteine in Spindelform) und an einem aus dem Gebirgsinnern heraus vernehmbaren, noch nie von einem Menschen Auge geklauten Wassersturz vorüber. Von da an steigen die Felsen riesenhaft empor, und zugleich öffnet sich wie der

terwelt in enger Tiefe die „Klamm“, ein ungeheurer Felsenspalz, der die ganze Masse des Gebirges auseinanderreißt, oben theilweise ausgefüllt mit gewaltigen Blöcken, die zwischen den Wänden eingespannt den fähnen Eindringling drunten zu zerschmettern drohen. Unwillkürlich athmet der Wanderer auf, wenn er durchs Thor der „Klamm“ hindurch die Seitentreppe wieder heraufgekommen ist.

Auf unterer Abbildung des Dorfes Gutenbergr zeigt sich rechts vom Thurm geradeaus im Hintergrunde des Thales der Eingang zur Höhle. Der oben schon genannte Weg zieht sich im Felsad hinan, während von der Höhlenmündung eine Schutthalde, gebildet aus dem bei der Ausgrabung zu Tage gekommenen Lehm, zu Thal zieht.

Daß die Höhle dem Menschen zur Wohnung gedient hat, ist außer Zweifel; in welcher Weise wir uns aber die Benutzung derselben denken wollen, das muß im großen und ganzen der Phantasie überlassen bleiben. Feuersteinwerkzeuge, Beile, Speer- und Pfeilspitzen, Schabsteine, Keile fanden sich in der ersten und zweiten Halle, und es ist bemerkens-



Die Wolfschlucht.

werth, daß sie im allgemeinen ein roheres und unbeholfeneres Gebräuge tragen als die bisher in den benachbarten Höhlen und anderwärts gefundenen. Man mag sich ausmalen, daß in der zweiten Halle, der Fundstätte jener erheblichen und vielfach die Spuren des menschlichen Jägers und Verzehers tragenden Knochenreste, sich die Koch- und Schlafstätte, vielleicht auch die Sommerwohnung des vorgeschichtlichen Höhlenbewohners befand, während er sich zur kälteren Winterzeit in den dahinterliegenden Raum, die „Gothische Halle“, zurückzog, wo er nach Maßgabe der heutigen Verhältnisse einen ganz annehmbaren Aufenthalt gefunden haben mag. Welch einen wunderbaren Ausblick aber eröffnen uns die thierischen Ueberreste auf das jagdbare Wild jenes urzeitlichen Menschengeschlechts! Da taucht das Rhinoceros auf und der Höhlenbär, die Hyäne und der Wolf, der Ur- und der Wisent, ganz besonders zahlreich der Edelhirsch und das Reh; ferner ist die Antilope vertreten und das Wildschwein und eine Reihe von längst verschwundenen Thierarten. Auch der Hund fand sich, doch fragt es sich, ob er damals schon als Hausthier wie heute betrachtet werden darf, da er verzehrt wurde.

Kaum hatte sich der Ruf von den Herrlichkeiten der Gutenberger Höhle zu verbreiten begonnen, als auch schon eine zweite Entdeckung der ersten folgte. Etwa zwei Minuten von der Haupthöhle entfernt und von ihr aus auf ebenem Waldpfade zu erreichen, wurde im Januar dieses Jahres eine neue Höhle aufgefunden und zugänglich gemacht; theils wegen eines in der Höhle selbst gefundenen Schädels, theils wegen der wild malerischen Felspartien in ihrer Umgebung wurde sie die „Wolfschlucht“ benannt. Wohl zeigt sie weit geringere Maßverhältnisse als die Gutenberger Höhle, aber sie zeichnet



Eingang in die Klamm.



In der Klamm.

sich durch eine ganz andere und in ihrer Art nicht minder prachtvolle Tropfsteinbildung aus. Als der Verfasser dieser Zeilen nach nothdürftiger Erweiterung der ursprünglichen Oeffnung — eines Fuchsbaus — hineinschlüpfte und jedenfalls als der erste Mensch seit Jahrtausenden die Grotte

Hohlräume zu bilden pflegen. Die hier vorhandene Einlenkung zieht sich bis zu einem eine halbe Stunde entfernten Hochmoor hin und endigt vollständig erst in der Nähe des Rambeder Moors, eines längst erloschenen vulkanischen Kraters von gewaltiger Ausdehnung (1 km Durchmesser).



Die „Maurische Halle“.

betrat, in der ihm die vom Boden aufgewachsenen, über marmgroßen Stalagmiten menschengleich, gespenstisch starr entgegenragten, da war die anfängliche Empfindung unwillkürlich doch so eine Art „Grüßeln“, das sich aber sogleich in eitel Freude und Wohlgefallen verwandelte, als der unsichere Kerzenschein allmählich die einzelnen Schönheiten aus der ewigen Finsterniß hervorzog. Sind's in der Gutenberger Höhle glänzendweiße Tropfsteinwände und -röhren, eisig, schneeartig, so ist hier alles trockenweiß, den Wänden eines neugegipsten Zimmers zu vergleichen, alle Ritzen mit „Mondmilch“ gefüllt, jener breiartigen Kalkausschwüfung, die heute noch vom Volk vielfach als uraltes Heilmittel eifrigst gesucht und angewandt wird, überall am Boden und an der Decke die bizarrsten Formen, partienweise an Bilder von türkischen Kirchhöfen erinnernd, einzelne Säulen fliegend und tönend wie Glocken — kurz, eine Zauberwelt im Kleinen, die in ihrer Art ebenso überwältigend ist wie die großen Räume der erst beschriebenen Höhle! Auch hier mag's sein, daß sich noch eine Fortsetzung ins Gebirge hinein findet; bis jetzt ist's nicht der Fels, sondern weicher Höhlenlehm, der dem weiteren Vordringen Halt gebietet.

In dieser Annahme wird man durch die Thatsache bestärkt, daß sich auf der nahen Albhochfläche eine schluchtartige Vertiefung hinzieht, die ursprünglich nicht durch einen Wasserlauf, sondern wohl durch Einlenkungen entstanden ist, wie sie sich durch den Einsturz unterirdischer

neue Wunder seines geliebten Schwabenlandes im Geist geschaut hätte, als sein Dichtermund sang:

„Ich weiß mir eine Grotte,  
Gewölbt mit Bergkrysalle,  
Die ist von einem Gotte  
Begabt mit seltnem Halle;  
Was jemand sprach, was jemand sang,  
Das wird in ihr zu Glockenlang.“

## Flammenzeichen.

Roman von G. Werner.

(Fortsetzung.)

Nach einer Viertelstunde machten Willibald und Eugen Stahlberg Anstalt, aufzubrechen. Sie traten zu dem Fürsten, um sich zu verabschieden, und dieser fragte:

„Sie rücken also morgen schon weiter?“

„Mit Tagesanbruch; wir marschiren nach R., wo Generalmajor von Falkenried mit seiner Brigade steht. Es wird freilich noch einige Tage dauern, ehe wir hintommen, denn die ganze Gegend zwischen hier und R. ist noch vom Feinde besetzt und wir werden uns den Weg erst freimachen müssen.“

„Dann sage aber dem General, Willy, daß ich in spätestens acht Tagen nachkomme,“ fiel Eugen Stahlberg ein. „Es war schlimm genug, daß ich so lange hier zurückbleiben mußte eines Schusses wegen, der gar nicht der Rede werth war. In der nächsten Woche aber melde ich mich gesund, der Doktor mag sagen, was er will, und gehe dann unverzüglich wieder zu meinem Regimente ab, hoffentlich noch vor der Einnahme von R.“

„Dann müssen Sie sich in der That beeilen,“ sagte Egon, „denn wo General Falkenried steht, pflegt der Widerstand nie lange zu dauern, das haben wir hinreichend erfahren. Er ist ja mit seinen Leuten immer voran, immer der erste beim Sturm und hat schon Unglaubliches errungen. Es scheint, als ob es für ihn gar keine Unmöglichkeiten gäbe.“

„Er hatte aber auch das Glück, überall an die Spitze gestellt zu werden,“ warf Lieutenant Walldorf ein. „Jetzt soll er wieder R. nehmen, während wir hier Gott weiß wie lange festliegen, und er wird es nehmen, daran ist gar kein Zweifel, hat es vielleicht schon genommen. Die Nachrichten kommen ja jetzt nur auf Umwegen, so lange der Feind zwischen uns steht.“

Er erhob sich, um den beiden Herren das Geleit bis vor die Thür zu geben, während der Fürst zurückblieb. Am Kamin sitzend, blickte er mit verschränkten Armen in das Feuer, und dabei hatte sein Gesicht einen Ausdruck, der nicht im Einklange stand mit dem Uebermuth, den er eben noch gezeigt hatte. Ernst,

ja düster schaute er in die zuckenden Flammen, und der Schatten wollte noch nicht aus seinen sonst so sonnig heiteren Augen weichen. Egon schien die Anwesenheit Stadingers ganz vergessen zu haben; erst als dieser sich mit einem Häuspen bemerklich machte, fuhr er auf.

„Ah, Du bist noch da? Grüß' mir den Lois und sage ihm, ich käme morgen selbst, um einmal wieder nach ihm zu sehen. Abschied brauchen wir ja nicht zu nehmen, da Du einstweilen noch hier bleibst. Du hast wohl nicht geglaubt, daß es so lustig bei uns zugeht? Ja, man macht sich das Leben leicht, wenn man jeden Tag darauf gefaßt sein muß, es zu verlieren.“

Der Alte stand vor seinem jungen Herrn und blickte ihm scharf in die Augen, dann sagte er halbblau:

„Ja, lustig waren die Herren schon, und Durchlaucht sind der lustigste von allen, aber — froh sind Sie doch nicht!“

„Ach? Was fällt Dir ein! Warum soll ich denn nicht froh sein?“

„Ich weiß nicht, aber merken thue ich es doch,“ beharrte Stadinger. „Sonst, wenn Durchlaucht von Fürstenstein kamen oder in Roded mit dem Herrn Rosjanow alles mögliche anstellten, da sahen Sie ganz anders aus und lachten ganz anders, und eben, als Sie in das Feuer blickten, da war es, als ob Durchlaucht etwas recht Schweres auf dem Herzen hätten.“

„Bleib' mir vom Leibe mit Deinen Beobachtungen!“ rief Egon ärgerlich, dem sein alter „Waldgeist“ wieder einmal sehr unbequem wurde. „Denkst Du vielleicht, daß wir immer so ausgelassen sind? Wenn man fortwährend das blutige Kriegsspiel vor Augen hat, kommen doch auch ernste Gedanken, soll' ich meinen!“

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und Stadinger schwieg auch, aber täuschen ließ er sich nicht. Er wußte ganz genau, daß bei seiner jungen Durchlaucht etwas nicht in Ordnung war und daß sich hinter diesem so zur Schau getragenen Uebermuth

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

etwas anderes verbar. Da trat Lieutenant Walldorf wieder ein, ließ aber die Thür hinter sich offen.

„Nur hier herein!“ rief er dem Draußenstehenden zu. „Da ist eine Ordonnaiz vom siebenten Regiment mit einer Meldung. Nun, hören Sie denn nicht, Ordonnaiz? Sie sollen eintreten!“

Die Wiederholung des Befehls klang sehr ungeduldig. Der Soldat, der bereits auf der Schwelle stand, hatte dort gezögert und sogar eine jäh zurückweichende Bewegung gemacht, als wollte er wieder in das Dunkel zurücktreten. Jetzt gehorchte er; aber er hielt sich dicht an der Thür, so daß sein Gesicht im Schatten blieb.

„Sie kommen von den Vorposten drüben am Kapellenberge?“ fragte Walldorf.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

Egon, der sich gleichgültig umgewendet hatte, zuckte zusammen beim Klange dieser Stimme. Er that hastig einen Schritt vorwärts und blieb dann, wie sich plötzlich bestimmend, stehen, aber sein Blick heftete sich mit einem beinahe entsetzten Ausdruck auf den Sprechenden. Es war, soweit man im Halbdunkel untersuchen konnte, ein noch junger, hochgewachsener Soldat, im groben Mantel des Gemeinen, den Helm auf dem kurz geschnittenen schwarzen Haar. Er stand stramm und unbeweglich da und erstattete vorchriftsmäßig seine Meldung. Nur seine Stimme hatte einen eigenthümlich dumpfen, halb erstickenen Ton.

„Vom Herrn Hauptmann Salsfeld!“ meldete er. „Wir haben einen Verdächtigen aufgegriffen, als Bauer verkleidet, aber wahrscheinlich von der Entfahrmee, der sich in die Festung schleichen wollte. Was er Schriftliches bei sich hatte —“

„Kommen Sie doch näher,“ befahl Walldorf ärgerlich. „Man hört ja nicht ordentlich!“

Der Soldat gehorchte und trat zu den Offizieren. Das Licht fiel jetzt grell und scharf auf seine Züge, aber dies Gesicht zeigte eine fahle unheimliche Blässe, die Zähne waren zusammengebissen und der Blick hob sich nicht vom Boden.

Egons Hand umklammerte krampfhaft den Griff seines Säbels, er zwang gewaltsam den stürmischen Ausruf zurück, der sich auf seine Lippen drängen wollte, während Städinger mit weitauferiffenen Augen den Mann anstarrte, der jetzt fortfuhr:

„Was er Schriftliches bei sich hatte, war nicht von Belang, enthielt aber Andeutungen, die er wohl mündlich ergänzen sollte. Der Herr Hauptmann meint, wenn er streng verhört würde, wäre es vielleicht herauszubekommen, und fragt an, ob er den Gefangenen hier abliefern kann oder ihn nach dem Hauptquartier schicken muß.“

Die Meldung war weder auffallend noch ungewöhnlich. Es kam öfter vor, daß man Verdächtige aufgriff, die Entfahrmee versuchte immer wieder von neuem, Verkehr mit der Festung anzuknüpfen, unterhielt ihn vielleicht auch wirklich, trotz aller Wachsamkeit der Belagerer, aber Fürst Adelsberg schien erst nach Athem ringen zu müssen, ehe er die Antwort gab:

„Ich lasse den Herrn Hauptmann bitten, den Gefangenen hierherzuschicken. Wir werden in zwei Stunden abgelöst und marschiren geradeswegs nach dem Hauptquartier. Ich werde das Weitere übernehmen.“

„Hoffentlich ist der Kerl zum Sprechen zu bringen, wenn man ihm ernstlich zu Leibe geht,“ meinte Walldorf. „Er wäre nicht der erste, dem das Herz in die Schuhe fällt, wenn man ihm das Standrecht klar macht. Nun, wir werden ja sehen!“

Der Soldat stand da und wartete auf seine Entlassung; seine Muskel zuckte in seinem Gesicht, aber er hob das Auge noch immer nicht vom Boden. Egon hatte sich jetzt gefaßt, er bewahrte auch seinerseits die fremde Haltung, aber er fragte in dem kurzen Tone des Borgesetzten:

„Sie sind beim siebenten Regiment?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

„Ihr Name?“

„Joseph Tanner.“

„Einberufen?“

„Nein, Freiwilliger.“

„Seit wann?“

„Seit dem dreißigsten Juli.“

„Sie haben also den ganzen Feldzug mitgemacht?“

„Zu Befehl!“

„Es ist gut, bringen Sie dem Herrn Hauptmann die Meldung.“

Der Soldat machte vorchriftsmäßig lehrte und entfernte sich. Walldorf, der sich wohl ein wenig über dies Examen gewundert, aber kein Gewicht darauf gelegt hatte, blickte ihm nach und sagte achselzuckend:

„Die da draußen am Kapellenberge haben es am aller-schlimmsten. Tag und Nacht keine Ruhe, angestrengt bis aufs äußerste, und dabei werden sie noch oft genug zur Hilfeleistung bei den Pionieren kommandirt. Da arbeiten die armen Burschen in dem hartgefrorenen Boden, daß ihnen der Schweiß in Strömen von der Stirn rinnt und die Hände bluten. Da sind unsere Leute doch besser dran!“

Er trat in den anstoßenden Raum, um einen Gefreiten für die Bewachung des zu erwartenden Gefangenen zu bestimmen und ihm die nöthigen Anweisungen zu geben. Egon aber riß das Fenster auf und lehnte sich hinaus, — ihm war, als müßte er ersticken. Da vernahm er hinter sich die Stimme Städingers in gedämpftem Tone, der aber gleichwohl den größten Schrecken verrieth.

„Durchlaucht!“

„Was giebt es?“ fragte er, ohne sich umzuwenden.

„Aber haben Durchlaucht denn nicht gesehen —?“

„Was denn?“

„Die Ordonnaiz, die eben hier war — das war ja der Herr Rojanow, wie er lebt und lebt!“

Egon sah, daß hier Geistesgegenwart noth that; er wendete sich um und sagte kalt:

„Ich glaube, Du siehst Gespenster!“

„Aber, Durchlaucht —“

„Anfinn! Es ist allerdings eine flüchtige Aehnlichkeit vorhanden, die auch mir auffiel, deshalb wollte ich den Namen des Mannes wissen. Du hörst ja, daß er Tanner heißt.“

„Aber es war doch der leidhaftige Herr Rojanow,“ rief der unerschütterliche Städinger, dessen scharfe Augen sich nicht täuschen ließen. „Nur die schwarzen Locken fehlen und die stolze, herrische Art — auch seine Stimme war es!“

„Bleib' mir vom Leibe mit diesem Anfinn!“ fuhr Egon heftig auf. „Du weißt es doch, daß Herr Rojanow in Sicilien ist, und nun willst Du ihn hier in einer Ordonnaiz vom siebenten Regiment wiederfinden! Das ist doch mehr als lächerlich!“

Städinger schwieg. Es war allerdings lächerlich und unmöglich, was er da vorbrachte, und darum war der junge Fürst auch so ungnädig; er nahm es übel, daß man einen gemeinen Soldaten mit seinem Freunde verwechselte. Freilich, der herrische Rojanow, der das Befehlen so aus dem Grunde verstand und in Kobek oft die ganze Dienerschaft durcheinander gejagt hatte, und die Ordonnaiz, die von dem Lieutenant Walldorf angefahren wurde, weil sie nicht laut genug sprach, das waren zwei himmelweit verschiedene Dinge. Wenn nur nicht die Stimme gewesen wäre!

„Also, Durchlaucht meinen —?“ fragte der Alte, der jetzt doch schwankend geworden war.

„Ich meine, daß Du ein alter Geistesfehler bist!“ sagte Egon milder. „Geh in Dein Quartier und schlaf die Reize aus, sonst findest Du noch überall Aehnlichkeiten — gute Nacht!“

Städinger gehorchte und verabschiedete sich. Er hatte zum Glück Joseph Tanner, der überhaupt nur wenige Wochen in Ostwalden gewesen war, nicht gekannt, und die Begegnung hatte ihn so in Schrecken veretzt, daß ihm die mühsam verhaltene Aufregung seines Herrn vollständig entging. Aber er blieb bei seinem Kopfschütteln — wunderbarlich war die Geschichte doch!

Als der Fürst sich allein sah, begann er stürmisch im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Also war es doch erzwungen worden, was er dem einstigen Freunde versagt hatte! Joseph Tanner! Er erinnerte sich noch deutlich des Namens, der ihm damals in Ostwalden genannt worden war, und er wußte jetzt, welche Hand Hartmut die Reihen der Armee geöffnet hatte, die sich einem Rojanow verschlossen. Was vollbringt die Liebe einer Frau nicht, die den Geliebten um jeden Preis entführen sehen will! Sie hatte ihn selbst hinausgeschauert in die Todesgefahr, um ihn dem Leben und sich zu retten.

Die Eifersucht stieg heiß und wild auf in dem Herzen Egons bei diesem Gedanken, und damit hob auch jener fürchtbare, noch immer nicht überwundene Argwohn wieder drohend sein Haupt empor. Wollte Hartmut wirklich nur süßnen in diesem Kampfe? War seine Anwesenheit bei den Vorposten nicht eine Gefahr, für die man die Verantwortung trug, wenn man sie verschwieg?

Da tauchte vor dem jungen Fürsten das bleiche, düstere Antlitz des Freundes auf, der ihm über alles theuer gewesen war und der bei dieser Begegnung eine Folterqual ausgestanden haben mußte, wie man sie sich peiniger nicht denken kann. Er kamte am besten Hartmut's unbändigen Stolz, und dieser Stolz beugte sich jetzt Tag für Tag in den Staub, in einer tief untergeordneten Stellung. Er hatte es gehört: da draußen am Kapellenberge arbeiteten sie oft, daß ihnen trotz der Eiseskälte der Schweiß in Strömen von der Stirne rann und die Hände bluteten. Das that der verwöhnte, gefeierte Rojanow, dem vor einem Jahre um diese Zeit eine ganze Stadt ihre Bewunderung zu Füßen gelegt, den das Fürstenhaus mit Auszeichnungen überschüttet hatte, that es freiwillig, während der Sieg seines Dichtwerkes ihm die reichsten Mittel zu Gebote stellte — und er war doch der Sohn des Generals Falkenried!

Egon's Brust hob sich unter einem tiefen, aber befreienden Athemzuge. Das gab ihm endlich langsam den verlorenen Glauben zurück, davor entflohen die quälenden Zweifel. Die alte Knabenschuld Hartmut's wurde jetzt gesühnt, und das andere, Schrecklichere war die Schuld der Mutter allein, nicht die seine.

Es war gegen neun Uhr abends, als Fürst Adelsberg sein Quartier verließ, um sich zu dem kommandirenden General zu begeben. Er folgte dabei keinem dienstlichen Befehl, sondern einer Einladung, denn der General war mit seinem verstorbenen Vater eng befreundet gewesen und hatte für den Sohn während des ganzen Feldzuges eine väterliche Fürsorge gezeigt. Wohl hätte Egon viel darum gegeben, heut abend allein bleiben zu dürfen, denn die Begegnung mit Hartmut hatte ihn im tiefsten Inneren erschüttert, aber die Einladung des Vorgesetzten ließ sich nicht ausschlagen, und im Kriege durfte man seinen Stimmungen keine Rechnung tragen.

Als der junge Fürst in das Haus trat, begegnete ihm auf der Treppe einer der Adjutanten, der es sehr eilig hatte und nur etwas von schlimmen Nachrichten fallen ließ, die Fürst Adelsberg wohl von dem Kommandirenden selbst hören würde. Kopfschüttelnd stieg Egon die Treppe hinauf.

Der General war allein, er schritt im Zimmer auf und nieder, in sichtbarer Aufregung und mit einer Miene, die in der That nichts Gutes verhieß.

„Da sind Sie ja, Fürst Adelsberg!“ sagte er, beim Eintritt des jungen Offiziers stehen bleibend. „Ich kann Ihnen leider keinen guten Abend versprechen, wir haben Meldungen erhalten, die uns wohl allen die Lust zum Beisammensein gründlich verderben.“

„Ich hörte soeben eine Andeutung davon,“ versetzte Egon. „Was ist denn vorgefallen, Excellenz? Die Depeschen von heut mittag lauteten ja durchweg günstig.“

„Ich besitze die Nachrichten auch erst seit einer Stunde. Sie haben ja selbst den Verdächtigen, den unsere Posten aufgriffen, im Hauptquartier abgeliefert. Wissen Sie, was er bei sich trug?“

„Allerdings, Hauptmann Salsfeld sandte es mir zugleich mit dem Gefangenen, und ich war auch der Meinung, daß dieser die schriftlichen Mittheilungen, die sehr vorichtig gehalten waren, mündlich ergänzen sollte; man hatte offenbar mit der Möglichkeit gerechnet, daß sie in unsere Hände fallen könnten. Der Mann wollte freilich nichts gestehen, er sollte hier aber sofort ernstlich verhört werden.“

„Das ist auch geschehen. Der Mensch war feig, und als er sah, daß ihm die Kugel drohte, rettete er sich mit einer Enthüllung, an deren Wahrheit leider nicht zu zweifeln ist. Sie erinnern sich, daß in einem der Schriftstücke davon die Rede war, man könnte im äußersten Falle das heldenmüthige Beispiel des Kommandanten von R. nachahmen.“

„Ja, unbegreiflicherweise, denn die Festung steht doch unmittelbar vor der Uebergabe! General Falkenried hat ja gemeldet, daß er morgen schon einzuziehen hofft.“

„Und ich fürchte, er wird Wort halten!“ rief der General heftig. Egon sah ihn betroffen an.

„Sie fürchten, Excellenz?“

„Ja, denn es handelt sich um ein Vubenstück, einen Verrath ohnegleichen. Man will die Festung übergeben und dann, wenn die Besatzung abgezogen ist und die Unsrigen eingerückt sind, die Citadelle in die Luft sprengen.“

„Am Gotteswillen!“ fuhr der junge Fürst entsetzt auf. „Kann General Falkenried benachrichtigt werden?“

„Das ist es eben, ich fürchte, das wird nicht möglich sein. Ich habe sofort Warnungen abgesandt, auf zwei verschiedenen Wegen, aber unsere gerade Verbindung mit R. ist abgeschnitten, der Feind hält die Bergpässe besetzt, die Nachrichten müssen weite Umwege machen und können nicht rechtzeitig zur Stelle sein.“

Egon schwieg in äußerster Bestürzung. Die Pässe waren in der That gesperrt durch feindliche Streitkräfte. Eichenhagens Regiment sollte den Weg ja erst frei machen, und das konnte Tage dauern.

„Wir haben alle Möglichkeiten erwogen,“ hob der General von neuem an, „aber es bleibt kein Ausweg, nichts als die schwache Hoffnung, daß die Uebergabe sich auf irgend eine Weise verzögern könnte. Doch Falkenried ist nicht der Mann, sich hinhalten zu lassen, er wird den Abschluß erzwingen und dann ist er verloren, und Hunderte, vielleicht Tausende mit ihm!“

Er nahm wieder seinen Gang durch das Zimmer auf, man sah es, wie nahe dem sonst so eisernen Manne das Schicksal der Bedrohten ging. Auch der junge Fürst stand rathlos da; auf einmal aber durchzuckte ihn wie ein Blitzstrahl ein Gedanke, er richtete sich empor.

„Excellenz!“

„Nun?“

„Wenn es möglich wäre, trogalledem eine Depesche über die Bergpässe zu senden — ein tüchtiger Reiter könnte im Nothfall bis morgen vormittag in R. sein, er müßte freilich auf Tod und Leben jagen.“

„Und mitten durch die Feinde hindurch! Thorheit! Sie sind doch auch Soldat und müssen sich jagen, daß das nicht denkbar ist; nicht eine halbe Meile käme der Tollkühne vorwärts, er würde rettungslos niedergeschossen.“

„Und wenn sich nun ein Mann fände, der dennoch den Versuch machte? Ich kenne einen solchen Mann, Excellenz.“

Der General zog unwillig die Brauen zusammen.

„Soll das etwa heißen, daß Sie selbst Lust haben zu diesem nutzlosen Opfertode? Das müßte ich Ihnen verbieten, Fürst Adelsberg. Die Tapferkeit meiner Offiziere weiß ich zu schätzen, aber zu solchen unmöglichen Unternehmungen gebe ich sie nicht her.“

„Ich spreche nicht von mir,“ erklärte Egon ernst. „Der Mann, den ich meine, steht beim siebenten Regiment und ist augenblicklich auf Vorposten am Kapellenberge. Er war es, der mir den Gefangenen anmeldete.“

Der General war nachdenklich geworden, aber er schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ich sage Ihnen, daß es unmöglich ist, indessen — wie heißt der Mann?“

„Joseph Tanner.“

„Gemeiner?“

„Ja, aber freiwillig eingetreten.“

„Sie kennen ihn also näher?“

„Ja, Excellenz, er ist vielleicht der beste Reiter in der ganzen Armee, unerschrocken bis zur Tollkühnheit und fähig genug, in solchem Falle mit der Umsicht eines Offiziers zu handeln. Wenn die Sache überhaupt zu erzwingen ist, so erzwingt er sie.“

„Und Sie glauben — befehlen läßt sich ja so etwas nicht, es ist im Grunde nur eine Verweilungsstat — Sie glauben, daß der Mann freiwillig diesen Auftrag übernehmen würde?“

„Ich bürgte dafür.“

„Dann allerdings kann und darf ich nicht Klein jagen, wo so viel auf dem Spiele steht. Ich werde Tanner sofort herbeordern.“

„Darf ich ihm selbst den Befehl überbringen?“ fiel Egon rasch ein. Der General stugte und sah ihn forschend an.

„Sie wollen das persönlich thun? Weshalb?“

„Um Zeit zu sparen. Der Weg, den Tanner nehmen muß, führt am Kapellenberge vorüber; ehe er nach dem Hauptquartier und wieder zurückkommt, vergeht eine Stunde.“

Dagegen ließ sich nichts einwenden, aber der General mochte fühlen, daß hier noch etwas Besonderes zu Grunde lag. Der erste beste Gemeine unternahm schwerlich eine Tollkühnheit, die ihn geradezu dem Tode in die Arme trieb, aber der alte Krieger forschte nicht weiter, er fragte nur:

„Sie stehen ein für den Mann?“



For dem Heirathsvermittlungsbureau.  
Nach einem Gemälde von Aug. Heyn.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

„Ja!“ erklärte der junge Fürst fest und ruhig.

„Gut, dann übernehmen Sie es selbst, ihn zu unterrichten. Aber noch eins: er muß eine Beglaubigung haben, wenn er wirklich unsere jenseitigen Posten erreichen sollte, denn jeder Aufenthalt kann verhängnißvoll werden, wo es sich um Minuten handelt.“

Er trat zum Schreibtisch und warf einige Zeilen auf ein Papier, das er dem Fürsten reichte.

„Hier ist das Nöthige, und hier die Depesche an Falkenried. Sie bringen mir sofort Nachricht, ob Tanner eingewilligt hat?“

„Sofort, Excellenz!“

Egon nahm das Papier in Empfang, verabschiedete sich und eilte nach seinem Quartier, wo er Befehl gab, augenblicklich sein Pferd zu satteln. Fünf Minuten später war er bereits auf dem Wege.

Der Kapellenberg, der ursprünglich wohl einen anderen Namen führte, aber von den Deutschen regelmäßig so genannt wurde, weil er ein Kirchlein trug, war eine nur mäßige, zum Theil bewaldete Anhöhe, der letzte weit vorgeschobene Ausläufer der Berge, die sich an dieser Seite hinzogen. Er bildete hier die Grenze der deutschen Truppenstellung, und in den einzelnen Gehöften, die zerstreut an seinem Fuße lagen, befand sich eine Kompanie vom siebenten Regiment, deren Dienst mit Recht als der härteste und gefährlichste galt.

Die Kapelle lag öde und einsam, halb begraben in dem tiefen Schnee; Priester und Mehner waren längst geschlachtet und das kleine Gotteshaus selbst trug überall die Spuren der Zerstörung, denn heisse Kämpfe hatten um diese Höhen getobt. Mauern und Dach standen zwar noch, aber ein Theil der Decke war eingestürzt und durch die zertrümmerten Fenster püßte der Wind. Dahinter ragte der in Eis und Schnee starrende Wald auf, und das Ganze lag im ungewissen Lichte des Halbmondes, der eben jetzt an dem schwer umwölkten Himmel sichtbar wurde und seinen geisterhaften Schein auf die Umgebung warf, um nach einigen Minuten wieder zu verschwinden.

Es war eine eisige Winternacht wie damals in Rodek, und wie damals röthete eine dunkle Gluth den Horizont; aber hier strahlte kein Nordlicht in geheimnißvoller Schönheit, die Gluth, die dort im Norden loderte, gab Zeugniß von den Kämpfen, die noch überall in der Umgegend stattfanden, sie entstammte den in Brand geschossenen Dörfern und Gehöften, den furchtbaren Flammenzeichen des Krieges, deren Widerschein den Himmel färbte. Ein einsamer Posten stand hier, das Gewehr im Arm, Hartmut von Falkenried. Sein Auge hing an dem flammenden Horizonte, die düsteren Wolkenmassen schimmerten dort blutigroth, und von Zeit zu Zeit stob ein Regen von glühenden Funken aus dem wallenden Rauch, der über der Erde lagerte. Dort Gluth und Flammen, und hier Eis und Nacht! Die Kälte, die schon während des Tages scharf gewesen war, wurde jetzt zu einem Eishauche, in dem alles Leben zu erstarren schien und der den einsamen Posten bis ins Mark durchschauerte. Freilich, er war nicht der einzige, der diesen schweren Dienst leisten mußte, aber seine Kameraden waren nicht wie er verwöhnt durch einen jahrelangen Aufenthalt im Orient, in der Sonnenluft Siciliens. Hartmut hatte seit seinen Knabenjahren keinen nordischen Winter mehr durchlebt, ihm wurde diese Kälte verhängnißvoll, die das Blut in seinen Adern in Eis zu verwandeln schien.

Langsam schlich die tödliche Mattigkeit heran, die nicht der Vorbote des Schlafes ist, sie machte die Glieder bleischwer und zog die Augenlider gewaltig nieder. Wohl kämpfte der Bedrohte dagegen mit aller Willenskraft, er versuchte sich aufzuraffen und zu bewegen, und es gelang auch für Augenblicke, aber immer wieder nahte jene Erschöpfung, deren Ende er kannte. Sollte es ihm nicht einmal beschieden sein, von einer Kugel zu fallen?

Hartmuts Blick wandte sich wie hilfesuchend nach dem kleinen halberstörten Gotteshause. Freilich, was waren ihm Kirche und Altar! Er hatte den Glauben längst von sich geworfen, ihn gähnte mit dem Tode nur die ewige Nacht an, und das Leben hätte ihm doch noch alles geben können, wenn die Sühne erst vollzogen war, den Besitz der Geliebten, den Ruhm des Dichters, vielleicht auch die Versöhnung mit dem Vater. Es sollte nicht sein! Er hatte auszuhalten auf seinem Posten und auf den ruhmlosen Tod zu warten, der da aus dem eisigen Dunkel heranschlich, die Pflicht gebot es — und er hielt aus!

Da wurden in einiger Entfernung Schritte und Stimmen laut, die immer näher kamen; sie rissen Hartmut aus der Betäubung, die schon seine Sinne zu umschleiern begann. Er raffte sich gewaltig empor und machte sein Gewehr schußfertig, doch es waren seine Kameraden, die nahten. Was sollte das? Die Stunde der Ablösung war ja noch nicht da! Aber schon nach wenigen Minuten stand ein Unteroffizier mit einem Mann vor ihm.

„Ablösung! Befehl vom Hauptquartier, durch einen Offizier überbracht!“ so lautete die Auskunft. Die Ablösung wurde vollzogen und die Stelle Hartmuts nahm ein vierchrötiger Bauer ein, den die Kälte nicht viel anzusehen schien. Hartmut wollte sich dem Unteroffizier anschließen, da trat von der andern Seite her der Offizier selbst auf ihn zu.

„Lassen Sie den Unteroffizier vorangehen, ich habe mit Ihnen persönlich zu sprechen, Tanner. Folgen Sie mir!“

Es geschah. Fürst Adelsberg, der den Posten nicht zum Zeugen des Gespräches machen wollte, trat in die Kapelle, wohin Hartmut ihm folgte. Das matte Mondlicht, das durch die Fenster fiel, zeigte auch hier im Innern überall Verwüstung und Zerstörung. Die eingestürzte Decke hatte einen Theil der Bänke zertrümmert; nur der Altar stand noch unverseht in seiner Nische.

Egon war bis in die Mitte des Raumes geschritten, hier blieb er stehen und wandte sich um.

„Hartmut!“

„Herr Lieutenant?“

„Laß das, wir sind allein!“ sagte der junge Fürst. „Ich glaube nicht, daß wir uns so wiedersehen würden.“

„Und ich hoffe, es würde mir erspart bleiben,“ entgegnete Hartmut dumpf. „Du kommst —?“

„Vom Hauptquartier. Ich hörte, daß Du den Posten auf dem Kapellenberge bezogen hättest, das ist ein furchtbarer Dienst in solcher Nacht.“

Hartmut schwieg. Er wußte, daß ohne diese Dazwischenkunft der Dienst sein letzter gewesen wäre. Egon blickte ihn unruhig an; trotz des ungewissen Lichtes sah er doch, wie erstarrt und erschöpft der Mann war, der sich jetzt an eine der Säulen lehnte, als brauchte er eine Stütze.

„Ich kam, um Dir einen Auftrag zu überbringen, dessen Uebernahme allerdings in Deinen freien Willen gestellt ist,“ begann er wieder. „Die Sache gilt für beinahe unmöglich und ist es auch vielleicht für jeden andern. Du hast den Muth dazu, das weiß ich, es ist nur die Frage, ob Dir nach all den Anstrengungen nicht die Kraft versagt.“

„Nein, eine Viertelstunde der Erholung und Erwärmung wird mir die Kraft zurückgeben. Um was handelt es sich?“

„Um einen Ritt auf Tod und Leben! Du sollst eine Nachricht über die Bergpässe tragen, mitten durch die Feinde — nach A.“

„Nach der Festung?“ rief Hartmut zusammenzuckend. „Dort steht ja —“

„General Falkenried mit seiner Brigade! Er ist verloren, wenn ihn die Nachricht nicht erreicht — wir legen die Rettung in die Hand seines Sohnes.“

Hartmut fuhr auf. Fort waren auf einmal Erstarrung und Erschöpfung, mit einer fieberhaften Hestigkeit faßte er den Arm des Fürsten.

„Ich soll meinen Vater retten? Ich? Was ist geschehen? Was soll ich thun?“

„Höre mich an: der Gefangene, den Du mir heute selbst angemeldet hast, hat uns furchtbare Enthüllungen gemacht. Es handelt sich um einen Verrath. Die Festung soll nach der Uebergabe in die Luft gesprengt werden, sobald die Besatzung in Sicherheit ist und die Unsrigen eingezogen sind. Der General hat sofort Warnungen abgelaunt; aber sie werden zu spät eintreffen, da sie weite Umwege machen müssen. Dein Vater denkt morgen schon einzuziehen, er muß vorher gewarnt werden, und dazu giebt es nur eine Möglichkeit. Die Nachricht muß über die Bergpässe, die vom Feinde besetzt sind, auf diesem Wege kann sie im Nothfalle morgen vormittag zur Stelle sein, aber der Weg —“

„Den kenne ich,“ fiel Hartmut ein. „Mein Regiment hat ihn erst vor vierzehn Tagen gemacht, als wir hierhermarschirten. Die Pässe waren ja damals noch frei.“

„Um so besser! Du mußt natürlich die Uniform ablegen, die Dich verräth.“

„Ich wechselte nur Mantel und Helm. Werde ich überhaupt angehalten, so bin ich doch verloren; es handelt sich einzig darum, daß ich im Vorbeijagen nicht erkannt werde. Wenn nur ein tüchtiges, ausdauerndes Pferd zu schaffen ist.“

„Das ist bereits zur Stelle, ich habe meinen Araber, meinen Sadi mitgebracht. Du kennst ihn ja und hast ihn oft geritten. Er fliegt wie ein Vogel, und in dieser Nacht soll er sein Meisterstück leisten.“

Die Reden wurden in stürmischer Eile gewechselt, jetzt zog der Fürst die Papiere hervor, welche er im Hauptquartier erhalten hatte.

„Hier ist der Befehl des kommandirenden Generals, der Dir alles zur Verfügung stellt, sobald Du unsere Posten erreicht hast, hier die Depesche. Gönn' Dir noch eine halbe Stunde der Erholung, sonst reicht Deine Kraft nicht aus und Du brichst auf dem Wege zusammen.“

„Glaubst Du, daß ich jetzt noch Ruhe und Erholung brauche?“ rief Hartmut aufstammend. „Jetzt breche ich sicher nicht zusammen, es müßte denn unter den Augen der Feinde sein! Ich danke Dir, Egon, für diese Stunde, in der Du mich endlich, endlich freispricht von dem schmähtlichen Verdacht!“

„Und in der ich Dich in den Tod hinausfende!“ sagte der Fürst leise. „Wir wollen uns die Wahrheit nicht verhehlen — es wäre ein Wunder, wenn Du glücklich durchkämst.“

„Ein Wunder?“ Hartmuts Blick streifte den Altar, den der matte, zitternde Mondesstrahl erhellte. Er hatte längst das Beten verlernt, und doch stieg in diesem Augenblick ein heißes, stummes Angstgebet zum Himmel empor, zu der Nacht, die Wunder thun kann:

„Nur so lange, bis ich den Vater und die Seinen gerettet habe, nur so lange schütze mich!“

Schon in der nächsten Sekunde richtete er sich auf. Es war, als habe Egon mit seiner Nachricht glühende Lebenskraft in die Adern des Mannes gegossen, der eben noch der Kälte und der Erschöpfung zu erliegen drohte.

„Und nun laß uns hier Abschied nehmen!“ flüsterte Egon. „Leb' wohl, Hartmut!“

Egon breitete die Arme aus und Hartmut stürzte an seine Brust. In dieser Umarmung versank alles, was trennend zwischen ihnen gestanden hatte, die alte heiße Liebe brach wieder mächtig hervor, zum letzten Male, denn sie fühlten es beide, daß sie sich nicht wieder sehen würden, daß dies ein Abschied für immer war.

Kaum eine Viertelstunde später jagte ein Reiter davon. Der schlank Araber flog, so daß seine Füße kaum den Boden zu berühren schienen; in rasendem Galopp ging es vorwärts, über den schneebedeckten Boden, durch eiskaltende Wälder, über gefrorene Bäche — hinein in die Bergpässe!

Der nächste Tag brachte klares Frostwetter, aber die Kälte hatte einigermaßen nachgelassen und die Sonne schien hell herab.

In dem Quartier des Fürsten Adelsberg befanden sich Eugen Stahlberg und Walldorf, von welchen der letztere heute dienstfrei war, wenn auch gezwungenermaßen. Er war gestern bei der Rückkehr von der Feldwache auf dem eisglatten Boden gestürzt und hatte sich eine Verletzung der Hand zugezogen, die ihn hinderte, heute morgen mit seiner Kompanie auszurücken, wie Egon es gethan hatte. Die Herren warteten auf ihren fürstlichen Kameraden, der bald zurückkehren mußte, und unterhielten sich inzwischen damit, Peter Stadinger zu necken, der heute pflichtschuldigst bei seinem Herrn erschienen war und nun gleichfalls wartete.

Die jungen Offiziere wußten noch nichts von der Nachricht, die man gestern im Hauptquartier erfahren hatte, sie waren daher in bester Laune und gaben sich alle mögliche Mühe, auch jetzt wieder Stadingers vielgerühmte Grobheit hervorzurufen. Aber das wollte heute nicht glücken; der Alte blieb wortfarg und verschlossen, er fragte nur immer wieder, wamü denn Durchlaucht zurückkäme und ob es ein ernstes Gefecht sei, zu dem Durchlaucht ausgerückt wäre, bis Walldorf endlich die Geduld verlor.

„Ich glaube, Stadinger, Sie packten den Fürsten am liebsten ein und nahmen ihn mit nach Ihrem bombensicheren Kofack.“

sagte er ärgerlich. „Die Ungenügsamkeit müssen Sie sich hier im Kriege abgewöhnen, merken Sie sich das!“

„Und überdies ist der Fürst heute nur auf Rekognosierung.“ fiel Eugen ein. „Er macht mit seinen Leuten vom Kapellenberge aus nur einen kleinen Spaziergang in die benachbarten Thäler und Schluchten, um festzustellen, wie es da eigentlich aussieht. Man wird vermuthlich nur einige Liebenswürdigkeiten mit den Herren Franzosen austauschen und sich dann höflich zurückziehen, die Unhöflichkeiten folgen erst in den nächsten Tagen.“

„Aber geschossen wird doch auch dabei?“ fragte Stadinger mit so angstvoller Miene, daß die beiden Offiziere laut anlachten.

„Ja, geschossen wird auch dabei,“ bestätigte Walldorf. „Sie scheinen eine heillose Angst vor dem Schießen zu haben und sind doch weit genug davon.“

„Ach?“ Der Alte richtete sich tiefbeleidigt auf. „Ich wollte, ich könnte mit dabei sein!“

„Wohl um Ihre vielgeliebte Durchlaucht zu schützen? Das würde sich der Fürst verbitten. Sie würden ihn am Kofacke festhalten und fortwährend rufen: Nehmen Sie sich in acht, Durchlaucht, da kommt eine Kugel! Das müßte sich köstlich ausnehmen!“

„Herr Lieutenant,“ sagte der Alte so ernst, daß der Spottlustige verstummte, „das sollten Sie doch einem alten Jäger nicht anthun, der früher oft genug den Gemsen nachgestiegen ist und geschossen hat, wo er kaum einen fußbreit Raum zum Stehen hatte. Mir ist nur heute so schwer und angst zu Muthe — ich wollte, der Tag wär' erst vorbei!“

„Nun, es war nicht schlimm gemeint,“ begütigte Eugen.

„Wir glauben es Ihnen schon, Stadinger, Sie sehen nicht aus wie jemand, der sich fürchtet. Aber mit Ihrer „ahnungsvollen“ Stimmung bleiben Sie uns vom Leibe, darauf giebt man nichts mehr, wenn man so und so viele Male im Kugeltregen gestanden hat. Wenn wir glücklich wieder dabeim sind, komme ich mit meiner Schwester nach Ostwalden, und dann wollen wir auch gute Nachbarschaft mit Kofack halten. Der Fürst liebt sein altes Waldnest ja so sehr! — Und nun lassen Sie Ihre grämliche Miene fahren, da kommt er ja schon zurück!“

In der That vernahm man draußen auf der Treppe einen raschen Schritt; der Alte athmete erleichtert auf, aber es war nur der Burtsche Egons, der in der geöffneten Thür erschien.

„Nun, kommt Seine Durchlaucht?“ fragte Walldorf; aber Stadinger ließ dem Manne keine Zeit zur Antwort. Er hatte einen Blick auf sein Gesicht geworfen, nur einen einzigen, und plötzlich faßte er mit krampfhaftem Griffe seine Hand.

„Was ist's? Wo — wo ist mein Herr?“

Der Burtsche zuckte traurig die Achseln und deutete stumm auf das Fenster; die beiden Offiziere eilten bestürzt dorthin, aber Stadinger nahm sich keine Zeit dazu. Er stürzte hinaus, die Treppe hinunter, in das Gärtchen, das sich vor dem Hause befand, und sank dort mit einem lauten Aufschrei in die Kniee vor der Bahre, die zwei Krankenträger soeben niedersetzten und auf welcher eine jugendliche Gestalt ausgestreckt lag.

„Still!“ sagte der Arzt, der den traurigen Zug begleitet hatte und jetzt herantrat. „Beherrschen Sie sich, der Fürst ist schwer verwundet!“

„Das sehe ich!“ leuchte der Alte. „Aber nicht tödlich — nicht wahr, nicht tödlich? — Sagen Sie es doch nur, Herr Doktor!“

Er blickte zu dem Arzte auf mit so verzweiflungsvollem Flehen, daß dieser nicht das Herz hatte, ihm die Wahrheit zu sagen. Er wandte sich zu den beiden Offizieren, die jetzt auch herbeieilten und ihn mit leisen, angstvollen Fragen bestürmten.

„Eine Kugel in der Brust,“ antwortete er ebenso leise.

„Der Fürst verlangte, nach seinem Quartier gebracht zu werden, und wir haben bei der Herschaffung alle mögliche Sorgfalt angewendet, aber es geht doch schneller zu Ende, als ich dachte.“

„Also tödlich?“ fragte Walldorf.

„Unbedingt tödlich!“ Der Arzt gab den Krankenträgern, die ihre Last eben wieder aufnehmen wollten, um sie in das Haus zu tragen, einen Wink, davon abzustehen.

„Lassen Sie! Der Fürst scheint seinem Diener noch etwas sagen zu wollen, und hier handelt es sich nur noch um Minuten.“

(Schluß folgt.)

## Deutsche Originalcharaktere aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Friedrich Freiherr von der Trend.

Wir haben vor uns eine der merkwürdigsten Lebensgeschichten aus einem an Abenteuern und romanhaften Begebenheiten so reichen Jahrhundert! Der Held dieser Geschichte hat sie selbst geschrieben als ein Lehrbuch für Menschen, die wirklich unglücklich sind oder noch guter Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen. Und vor dieser Lebensgeschichte, welche im Jahre 1787 zu Berlin in 3 Bänden erschienen ist (ein Abdruck auch in der Kollektion Spemann, Band 44), sehen wir das Bild des Mannes selbst, des Freiherrn von der Trend, aber nicht in der Offiziersuniform, des schmucken Kriegsmann in frischer kräftiger Jugend; nicht um der eigenen Eitelkeit zu schmeicheln, hat er dies Bild zeichnen lassen, sondern um uns die schwerste Märtyrerstation seines Lebens vorzuführen. Da sehen wir ihn im Sträflingsgewande, das handbreite Eisen um den Hals, an welchem die Kettenlast hing, die er Tag und Nacht mit einer Hand in die Höhe halten mußte, weil sie die Nerven am Halse klemmte, einen eisernen breiten Ring um den Leib, einen Ring an der Mauer, an welchem er angeschmiedet war, Ringe um beide Oberarme, die rückwärts mit Ketten an das Halsseisen geschlossen waren, einen großen Ring am rechten Fuß, in welchen dreifache leichtere Ketten zusammenliefen, die aber einen ungeheuren Druck ausübten. Und zu Füßen des so gemarterten Gefangenen sehen wir einen Leichenstein, in welchen ein Totenkopf eingehauen war und der Name Trend. (Vergl. Bild und Anmerkung S. 425.)

Zehn Jahre lang hat der Unglückliche diese grausame Pein erduldet.

Und wer war dieser Freiherr von der Trend, den des Großen Friedrichs Ungnade so grausam bestrafte?

Er war am 16. Februar 1726 in Königsberg geboren, wo sein Vater als Generalmajor der Kavallerie lebte; seine Mutter war eine Tochter des Hofgerichtspräsidenten von Derchau, seine Onkel waren Minister und Generale. Der junge Friedrich war ein Wunderkind von erstaunlichem Gedächtniß; er kannte seinen Cicero, Cornelius Nepos, Virgil und viele Kapitel der Heiligen Schrift auswendig. Er besaß eine seltene Arbeitskraft. Schon mit 13 Jahren bezog er die Universität und hörte juristische Kollegien, dabei auch Physik, Mathematik und Philosophie. Im sechzehnten Jahre hielt er eine öffentliche Rede und zwei Disputationen im Universitätsatorium. Dabei schlug er sich tapfer; er hatte mehrfache Duelle. Ein Verwandter seiner Mutter, Generaladjutant des Königs, kam 1742 nach Königsberg, prüfte den jungen Mann und schlug ihm vor, nach Berlin zu reisen und dort in die Armee einzutreten. Er that es, wurde von dem König Friedrich II., dem er schon in Königsberg als einer der begabtesten Jünglinge der Universität vorgestellt worden war, gnädig empfangen und erhielt alsbald als Kadett die Uniform einer bevorzugten Truppe, der Garde du Corps. Der Dienst in dieser Truppe, welche der ganzen Armee die Manöver lehrte, war überaus schwer: alle Versuche, die der König mit der Kavallerie machen wollte, wurden hier geprobt, man sprang über Gräben anfangs von drei, zuletzt von sechs Fuß, auch wenn einige Leute dabei die Hälse brachen. Der König rief Trend schon nach drei Wochen einmal zu sich, prüfte sein Gedächtniß, legte ihm 50 Soldatennamen vor, die er innerhalb fünf Minuten auswendiglernte, ließ ihn einen Brief in französischer und einen in lateinischer Sprache anfertigen, mit dem Bleistift eine Gegend aufzeichnen und ernannte ihn dann zum Offizier. Im 18. Jahre schon erhielt er die Aufgabe, der schlesischen Kavallerie die neuen Manöver zu lehren. Der König machte ihn auch mit seiner gelehrten Umgebung bekannt: der junge Mann durfte mit Maupeou, La Mettrie, Boelnitz verkehren.

Doch allzu früh sollte er des Königs Günst verlieren. Anlaß dazu gab folgende Geschichte: eine der zwei noch unverheirateten Schwestern des Königs sollte sich mit dem Kronprinzen von Schweden vermählen. Der Gesandte von Stockholm sollte die Charaktere der beiden, Amalie und Ulrike, prüfen und danach die Wahl entscheiden. Doch Amalie hatte dies erfahren. Als eifrige Calvinistin wollte sie nicht zum lutherischen Glauben der schwedischen Königsfamilie übergehen; sie schlug daher der Schwester einen „Charaktertausch“ vor, und beide führten diese Komödie mit vielem Erfolg durch. Die sauste Amalie spielte die

Stolze, Hochmüthige, Launenhafte und Ulrike nahm eine ihr ganz fremde Miene der Sanftmuth und Bescheidenheit an. Der schwedische Gesandte ging in die Falle: Ulrike wurde Königin von Schweden. Amalie aber suchte für den Königsthron, um den sie sich selbst gebracht hatte, Ersatz in einer leidenschaftlichen Liebe.

Bei den Hoffestlichkeiten hatte es sich begeben, daß dem jungen Trend, der als wachhabender Offizier zugegen war, die Goldfransen seiner Schärpe von einem Spitzbuben abge schnitten wurden. Das erregte einiges Aufsehen; man sah sich den jungen Offizier näher an und bemerkte, daß er jugendliche Schönheit besaß, hochgewachsen, gegen sechs Fuß groß, dabei von kräftiger Gestalt und blühender Gesichtsfarbe war. Auch eine vornehme Dame bemerkte dies und sagte ihm: mit einem vielsagenden Blick, sie werde ihn über seinen Verlust zu trösten suchen. In seinen Memoiren nennt Trend diese vornehme Dame nicht; aber es war bald ein offenes Geheimniß, daß es die Prinzessin Amalie, des Königs Schwester, war. In wenig Tagen war Trend der glückliche Liebhaber derselben, und außer dem Liebesglück erschloß sich ihm auch die fürstliche Schatzkammer mit so reichen Spenden, daß er bald der glänzendste Offizier der Garde du Corps war.

Der Feldzug von 1744 unterbrach diesen Liebesroman. Der Krieg in Böhmen war nicht glücklich; es kam zu keinem ernstlichen Zusammenstoß, aber die leichten Truppen der Feinde thaten großen Schaden. Dem jungen Trend gelang es, bei einem soldatischen Abenteuer, bei dem er sich noch dazu sehr unvorsichtig benahm, so daß er nur durch einen glücklichen Zufall gerettet wurde, 22 Gefangene zu machen und Jouragewagen ins Lager zu bringen.

Nach Berlin zurückgekehrt, war er unvorsichtiger als früher in seinem Verkehr mit der Prinzessin. Es gab allerhand Klatschereien, und Trend mußte einen Offizier zur Rebe stellen und sich mit ihm schlagen. Dem König konnte das Verhältniß nicht geheim bleiben, gleichwohl mußte er sich den Anschein geben, als wisse er nichts davon, weil sonst die Würde des Königshauses darunter gelitten hätte, denn er konnte Trend nicht zur Rechenschaft ziehen ohne die Prinzessin mit bloßzustellen; aber er wollte durch harte Behandlung den jungen Offizier fähler lassen, daß er die königliche Gnade verschertzt hatte. Für die kleinsten Disciplinarvergehen erhielt er unverhältnißmäßig schwere Arreststrafen. Bei alledem erkannte der König die soldatische Tüchtigkeit Trends an. Den Feldzug von 1745 machte dieser als Adjutant des Königs mit, betheiligte sich an den Schlachten von Hohenfriedberg und Soor mit gewohnter Tapferkeit und erhielt, ein 19jähriger Jüngling, nach der ersten den Orden pour le mérite. Doch der stille Groll, den der König gegen ihn im Herzen trug, sollte neue Nahrung erhalten durch einen Zwischenfall, der ihm die Treue Trends verdächtig erscheinen ließ.

Dieser hatte einen Vetter im österreichischen Lager, es war das der berühmte Pandurenobrist Franz von der Trend, ein tapferer, wilder Soldat, aber ein grausamer, bössartiger Mann, der mehrfach Proben einer wahren Verfeinerwuth gegeben hatte, dem im Krieg nichts heilig war, der weder Kirche noch Altar, weder Frauen noch Kinder schonte. Dieser, eben so geizig wie reich, besaß in Slavonien ausgedehnte Besitztümer. Gegen Räuberbanden, die sich an der Grenze Slavoniens und der Türkei umhertrieben, hatte er dort aus seinen Vasallen ein Streifcorps gebildet, das er im Jahre 1740 wesentlich verstärkt und der Kaiserin Maria Theresia für den Krieg mit Preußen und Frankreich zur Verfügung gestellt hatte; er nahm in dies Corps ohne weiteres Bedenken auch 300 der gefangenen Banditen auf, und als diese sich einmal gegen ihn auflehnten, begann er, jeden vierten Mann niederzufabeln und dann rechts und links wie ein Wahnsinniger einzuhauen, bis alle um Gnade flehten.

Dieser wilde Vetter hatte unsern Friedrich das Jahr vorher zum Universalerben eingesetzt und verkehrte mit ihm in ritterlicher Weise; er schickte ihm einmal, als er erfuhr, daß Friedrich im Scharmügel sein Pferd verlor, zwei Pferde zum Ersatz. Die Feinde des preussischen Offiziers setzten hier den Hebel ein, ihn aus der Günst des Königs zu verdrängen; sie verfassten falsche Briefe, die ein sehr vertrauliches Verhältniß zwischen den beiden



zu bezeugen schienen. Das streifte an Landesverrath, wie das Verhältniß zur Prinzessin an Hochverrath. König Friedrich beschloß, den jungen Trend auf längere Zeit unschädlich zu machen, ließ ihn verhaften und, ohne Kriegsgericht, durch eine Husarenkorte auf die Festung Glas bringen. Merkwürdigerweise hatte der Vetter Franz fast um dieselbe Zeit das gleiche Schicksal; er wurde beschuldigt, in der Schlacht bei Soor das preussische Lager geplündert, das Zelt- und Silbergeräth des Königs mit fortgeschleppt zu haben, statt den Preußen in den Rücken zu fallen und so ihren Sieg zu hindern. So wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und in einen langwierigen Prozeß verwickelt.

Die Schilderungen, welche uns Trend von dem Leben in der Festung Glas entwirft, zeigen die damaligen militärischen Verhältnisse Preußens in einem eigenthümlichen Lichte: die große Mehrzahl der Offiziere ist bei den Fluchtversuchen, welche Trend unternimmt, mit im Komplott, und zwar durch Geld bestochen, denn seine hohe Gönnerin war nach wie vor von größter Freigebigkeit und sie stand mit ihm durch Vermittelung eines Offiziers in Verbindung. Eine Erklärung für diesen auffälligen Mangel an Disciplin mag man darin suchen, daß die meisten Offiziere der Garnison zur Strafe von den Feldregimentern dorthin verlegt und daher unzufrieden und mißvergnügt waren.

Drei höchst abenteuerliche Versuche, aus der Festung zu entkommen, machte der verwegene Arrestant mit Hilfe befreundeter Offiziere; aber erst der dritte sollte ihm glücken. Das erste Mal durchschnitt er, nachdem vorher in der Stadt Glas eine Zuflucht gesichert worden war, mit einem scharf gemachten Federmesser drei dicke eiserne Stangen, weitere fünf mit einer Feile, die ihm ein Offizier verschafft hatte; dann schnitt er sein lebernes Felleisen in Riemen, nähte diese mit einem aufgelösten Zwirnstrumpf zusammen, nahm sein Bettlaken zu Hilfe und ließ sich von erstaunlicher Höhe glücklich herunter. Die Nacht war finster; alles ging nach Wunsch; da mußte er durch die Sentgrube einer öffentlichen Kloake wandern; hier blieb er stecken, konnte nicht weiter mit dem Aufgebot aller Kräfte und rief zuletzt der Schildwache auf der Schanze zu, sie möchte dem Kommandanten melden, der Trend stecke hier und könne nicht fort. Der Kommandant, General Fouqué, ließ ihn möglichst lange in der tragikomischen Lage, bis er dann herausgezogen und, mit Schmutz bedeckt, in sein Gefängniß zurückgeführt wurde.

Noch abenteuerlicher und fast unglaublich erscheint die Ge-

schiehte des zweiten Fluchtversuchs. Der Platzmajor kam in Trends Gefängniß, begleitet von seinem Adjutanten, untersuchte alle Winkel und ließ sich mit Trend in eine Unterredung ein. Auf Trends Frage, auf wie lange ihn der König verurtheilt habe, erwiderte der Major, ein Verräther des Vaterlandes, der mit dem Feinde correspondirt, habe keine bestimmte Zeit der Strafe; er müsse auf die Gnade des Königs rechnen. Da riß Trend ihm den Degen von der Seite, sprang zur Thür hinaus, warf die erschrockene Schildwache die Treppe hinunter, stürzte mit dem Degen in der Faust auf die gerade unter dem Gewehr stehende Wache am Stockhaus-

thore zu, hieb rechts und links um sich, verwundete vier Mann, lief mitten hindurch, sprang auf die Brustwehr des Hauptwalls und von der gewaltigen Höhe hinunter, ohne sich Schaden zu thun; ebenso sprang er von dem zweiten niedrigeren Wall hinab. Niemand hatte ein geladenes Gewehr, niemand wollte nach springen. Aber bei einem Außenwerk traten ihm die Schildwachen entgegen. Die eine verwundete er; als er aber über die Palissaden springen wollte, blieb er mit dem Fuße zwischen denselben stecken. So wurde er festgehalten, mit Kolbenstößen mißhandelt und in sein Gefängniß zurückgebracht.

Endlich gelang es Trend, einen der wachhabenden Offiziere, einen Lieutenant von Schell, ins Komplott zu ziehen. Infolge eines Mißverständnisses glaubten sie, daß die Sache verrathen sei; da machte sich Lieutenant Schell alsbald mit Trend auf den Weg, um an die äußersten Außenwerke zu kommen. Jetzt aber begegnet ihnen ein Major, sie springen den Wall hinunter, der hier nicht sehr hoch war, doch Schell verlegt sich den Fuß und kann nicht weiter. Trend trägt ihn auf seinen Schultern fort. Die Läufkanone ertönt . . . doch ein trüber Nebel verhüllt Stadt und Festung und kommt den Flüchtlingen zu statten. Trend wartet durch die Reisse, sein Freund hält sich an seinem Haarsoppe fest. Hier in der Richtung nach Schlessien hin sucht niemand

die Deserteur. Sie gehen nun eine halbe Stunde die Reisse entlang, bis sie die nächsten Dörfer hinter sich haben; dann bemächtigen sie sich eines Fischerhahns, kommen so ans andere Ufer und nach mancherlei Gefahren und Abenteuern glücklich nach Braunau in Böhmen.

Die weiteren Fahrten der beiden Flüchtlinge, die ohne alle Mittel in einem kläglichen Aufzug durch die österreichischen Lande und dann durch Polen wanderten, hat Trend in einem Tagebuche aufgezeichnet; es sind Abenteuer, wie sie in keinem Schelmen- und



Dem obenstehenden Bilde, das wir faksimilirt wiedergeben, hat Friedrich von der Trend selbst folgende „Erklärung“ beigelegt:

- a. Das handbreite Eisen um den Hals, worin die ganze Kettenlast hing und die ich Tag und Nacht mit einer Hand in die Höhe halten mußte, weil die Last die Nerven am Halse stemmte.
- b. und c. Zwei Schellen über dem Ellenbogen, welche hinterwärts mit einer Kette am Halsseifen befestigt waren.
- NB. Diese habe ich nicht 4 Wochen getragen. Sie wurden mir abgenommen, da ich krank ward.
- d. Ein eiserner breiter Ring um den Leib, wo in h eine Kette befestigt war, die bei g auf der Handstange auf und ab lief.

XXXVIII. Nr. 25.

- e und f. Die zwei Handschellen, welche so, wie sie hier gezeichnet sind, an einer zwei Schuh langen, einen Zoll dicken eisernen Stange g angeschmiebet waren, so daß ich nur die Spitzen der Finger zusammenbringen konnte.
- i. Ein eiserner Ring in der Mauer, an welchem ich angeschmiebet war.
- k und m. Dreifache leichtere Ketten, die alle in einem großen Ringe in l am rechten Fuße zusammentamen und eine ungeheure Last verursachten.
- n. Mein Leibstuhl, auf dem ich sitzen konnte.
- o. Mein Wassertrug.
- p. Mein Leichenstein mit dem eingehauenen Todtentopfe und meinem Namen Trend. Unter diesem sollte ich begraben werden, nachdem er mir 10 Jahre lang zum Bette gedient hatte.

Vagabondenroman in bunterer Fülle wuchern können. In Thorn mußte Trend, nach einem Zusammenstoß mit preussischen Werbemännern und Stadtsoldaten, seinen Reisegefährten zuletzt zurücklassen und allein nach Elbing wandern, wo er endlich seine Mutter traf, die ihn aus allen Verlegenheiten riß. Er hatte 169 Meilen durchwandert und beim Antritte seiner Wandererschaft nicht mehr als 4 Gulden in der Tasche gehabt. Gleichwohl hatte er nicht gebettelt und nicht gestohlen, aber Ungemach und Hunger in reichem Maße erdulden müssen.

Einige Zeit später finden wir Trend, der inzwischen mancherlei Schicksale erlebt hatte und einmal auch bereits auf dem Wege nach Ostindien gewesen war, in russischen Diensten als Hauptmann im Tobolskischen Dragonerregiment wieder. Um seine Mutter und seine Geschwister zu sprechen, bat er sich die Gnade aus, 140 Krane von Krakau auf der Weichsel nach Danzig und von da ab mit russischen Schiffen nach Riga geleiten zu dürfen. In Elbing angekommen, eilte er nach Ermaland, um dort seine Verwandten zu sprechen. Da wurde er in einem Grenzdorf in unliebsamer Weise von den Bauern angegriffen. Es waren kurz vorher Preußen im Dorfe gewesen und hatten einen Bauernsohn als Rekruten fortgeschleppt. In seinem blauen russischen Dragonerrock wurde Trend für einen Preußen gehalten. Man fiel mit allerhand Mordprügeln über ihn her, sein Bedienter hatte sich mit den Pistolen in einen Backofen verkrochen; nur der Wirth und ein auf Urlaub befindlicher Jäger halfen ihm, sich des Angriffs zu erwehren. Doch man hatte ihm das Nasenbein zerbrochen; sein Kopf, seine Augen waren geschwollen; er brauchte acht Tage, um sich ausheilen zu lassen.

Weit verhängnißvoller in seinen Folgen war ein anderes Abenteuer Trends. In Danzig, wo er wieder zu seinen Kranken gestoßen war, machte er die Bekanntschaft eines preussischen Offiziers, mit dem er öfter spazieren ritt. Auch sein Bedienter befreundete sich mit dem Bedienten desselben. Wie war Trend erstaunt, als ihn sein Bedienter eines Tages vor dem preussischen Lieutenant warnte, der ihn vor das Thor locken, dann gefangen nehmen, in einen Wagen werfen und in preussische Hände liefern wolle. Trend erfuhr selbst durch weitere Nachforschungen das Nähere und rüstete sich zur Gegenwehr. In der Vorstadt Langfuhr war ein Wirthshaus auf preussischem Grund und Boden: dort sollten acht Werbeunteroffiziere, nur mit ihren Säbeln bewaffnet, hinter dem Thore auf Trend lauern und ihm sogleich in die Arme fallen. Zwei Unteroffiziere waren beritten und sollten ihn dann weiter befördern. Trend brauchte, um den ganzen Anschlag zum Scheitern zu bringen, nur die Einladung zum Spazierritt auszusprechen, die seitens des verrätherischen Offiziers an ihn erging; doch das war nicht seine Art und Weise, er wollte den Verräther an Ort und Stelle entlarven. Sechs Küssen ließ er sich dem Wirthshause gegenüber im Korn verstecken, sie sollten auf den ersten Schuß ihm mit gespanntem Hahn zu Hilfe eilen. Am Tage selbst erfuhr er noch, daß auch der preussische Resident Keimer mit Postpferden dort hinausgefahren sei. Auf den Wunsch des Lieutenanten war Trend vom Pferde gestiegen; als sie dem Wirthshause sich näherten, lag Keimer am Fenster und rief heraus: „Guten Morgen, Herr Hauptmann, herein, herein da, soeben ist das Frühstück fertig!“ Trend antwortete, er habe keine Zeit, und wollte weiter vorwärts. Da faßte sein Begleiter ihn am Arm, um ihn hineinzuwürgen. Doch Trend riß sich los, gab ihm eine Ohrfeige und sprang seinen Pferden zu. Da drangen die Preußen aus dem Thore mit Geschrei auf ihn los; er schoß auf den ersten seine Pistole ab, — das Zeichen für die Küssen, aus dem Korn hervorzubrechen. Die Preußen liefen davon, doch wurden ihrer vier gefangen und auf Befehl Trends mit Stockprügeln traktirt. Obgleich Trend sofort ins Haus stürzte, entwischte der Resident doch durch die Hintertür und ließ dem Verfolger nur seine weiße Perücke zurück. Dann zog Trend seinen Degen und forderte den verrätherischen Lieutenant auf, sein Leben zu vertheidigen, doch dieser war so bestürzt, daß er sich nicht zu vertheidigen wagte; er schob alle Schuld auf den Residenten. Nun nahm Trend einen russischen Korporalsstab und prügelte den Verräther, so lange er konnte. Er ließ ihn übel zugerichtet zurück und rief ihm zuletzt zu: „Schurke, jetzt erzähle Deinen Kameraden, wie der Trend Straßenräuber zu züchtigen weiß!“

Dieser Vorfall wurde natürlich dem König Friedrich berichtet und trug nicht wenig dazu bei, dessen Erbitterung gegen Trend aufs

höchste zu steigern. Der Dragonerhauptmann ging indeß mit seinen Kranken zu Schiffe. Eine für ihn gefährliche Landung bei Pillau wußte Trend mit der Pistole in der Hand zu verhindern. Am folgenden Tage ließ das Schiff glücklich in den Hafen von Riga ein.

In Moskau wurde Trend der Günstling des englischen Gesandten Lord Hyndford und von demselben bei Hofe und der Kaiserin vorgestellt; er verfertigte ein Gedicht auf ihren Krönungstag, wofür er einen goldenen Degen im Werthe von 1000 Rubeln erhielt. Auch durch Zeichnungen und Ingenieurarbeiten machte er Glück. Noch mehr Glück aber hatte er bei den Frauen. Eines der schönsten Mädchen, das im Alter von 17 Jahren einen 60jährigen russischen Minister heirathen sollte, der 300 Pfund wog, verliebte sich in ihn; sie traf sich öfters insgeheim mit ihm und wünschte sehr, Trend möchte sie doch von dem verabscheuten Bräutigam erretten, sie entführen. Doch die Flucht aus Moskau war unmöglich; die Hochzeit des Mädchens mit dem ungeliebten Hofmanne fand statt mit aller Pracht. Von St. Petersburg aus, wohin sich das Ehepaar begeben wollte, hofften die Liebenden entfliehen zu können, da raffte ein früher Tod das schöne junge Weib dahin. Eine der ersten Hofdamen, die Kanzlerin B., schickte darauf Trend in ihr Herz, und durch ihre Gunst wird er in alle Geheimnisse der Politik eingeweiht; sie enthielt ihm eine Intrigue des preussischen Gesandten, die ihm — es handelte sich um eine Zeichnung der Festung Kronstadt — fast eine Anklage wegen Landesverraths zugezogen hätte.

Als Trend dieser Gefahr entgangen war, erfuhr er, daß sein Better Franz auf dem Spielberge in Brunn gestorben sei und ihn unter der Bedingung zum Erben eingesetzt habe, daß er keinem andern Herrn als dem Hause Oesterreich dienen werde. Auf den Rath seiner Freunde, nicht ohne inneren Widerwillen, entschloß er sich, nach Wien zu reisen. Er nahm seinen Beg über Petersburg, Stockholm, Kopenhagen, mußte bei der Fahrt nach Holland in Gothenburg Anker werfen und benutzte den neuntägigen Aufenthalt, reiches Geld den Bewohnern der öden Felseninsel zu spenden, hatte in Amsterdam Handel mit einem Harpuner, dem er mit seinem Säbel die rechte Hand abhieb, und traf im Jahre 1750 in Wien ein. Aber er hatte dort kein Glück; seine Erbschaft wurde ihm durch alle erdenklichen Kladderellen verleidet. Der Vater des Pandurenführers hatte ihn schon dem eignen Sohne substituirt für die ungarischen Güter, dieser selbst aber ihn zum Universalerben eingesetzt, ohne auf jenes frühere Testament Rücksicht zu nehmen. Friedrich wollte sich mit den vom Onkel ihm vermachten Gütern begnügen und auf die Universalerbschaft verzichten, weil sie an die Bedingung geknüpft war, daß er katholisch werde und österreichische Dienste nehme; doch die Kaiserin erklärte, er dürfe nichts von der Trend'schen Masse sich aneignen, wenn er nicht die Bedingungen im Testament des Betters erfüllt habe. So wurde er in einer möglichst äußerlichen Form katholisch und erhielt eine Rittmeisterstelle bei dem Corduasken Kürassierregiment in Ungarn. Er hatte wegen seiner Erbschaft 63 Prozesse führen müssen und von den großen Reichthümern seines Betters blieben ihm zuletzt nur 63 000 Gulden.

Als Trends Mutter 1754 gestorben war, begab er sich zur Regelung seines Nachlasses nach Danzig. Hier aber widerfuhr ihm das verhängnißvollste Unglück seines Lebens: er fiel in die Hände der Preußen. Als er sich zur Abreise anschickte und eben auf einem schwedischen Schiff einschiffen wollte, wurde er mitten in der Nacht überfallen und durch ein Kommando von 30 Husaren nach Berlin geführt. Ein Verleumder hatte dem König hinterbracht, Trend plane einen Anschlag auf ihn; das häuflte natürlich die Summe der Verschuldungen Trends gegen Preußen und den König, so daß der letztere die strengste Strafe für geboten hielt.

In Berlin wurde Trend aufs genaueste untersucht und ausgeforscht; man nahm ihm sein Geld und seine Werthpapiere und brachte ihn in das Staatsgefängniß von Magdeburg. Allen Offizieren war bei Androhung strengster Strafe von dem König der Befehl erteilt, ihn aufs schärfste zu bewachen, und diese übertrieben natürlich die Strenge. Zwar wurde der Gefangene nicht gleich mit jenen Ketten belastet, die wir schon geschildert haben, doch litt er furchtbar an Hunger; die kleine ihm zugemessene Ration Brot genigte ihm nicht entfernt, da er ein starker Esser war. Das Gefängniß, in welchem sich Trend zuerst befand, war zwar nicht 80 Fuß unter der Erde, wie er selbst in seinen Memoiren angiebt, aber es war immerhin in einer unterirdischen Kammer angebracht. Uebrigens

war es keineswegs ganz dunkel, obgleich der Gefangene weder Himmel noch Erde sehen konnte.

Wieder begann er seine Fluchtversuche und arbeitete an einem unterirdischen Gang, welcher ihn in eine benachbarte Kaserne führen sollte, deren Thür stets offen stand. Der König erfuhr, daß Trend mit einigen Soldaten im Einverständnis stehe, ließ einen derselben hängen, den andern gassenlaufen, und für Trend sollte ein eignes Gefängniß hergerichtet werden. Dieser fuhr zunächst mit seinen unterirdischen Minirarbeiten fort, da dieselben nicht verrathen worden waren; doch als er eben dem Ziel nahe war, wurde er in das neue Gefängniß gebracht, wo er jene erdrückende Kettenlast tragen mußte. Die neue Zelle war feucht; das Wasser tropfte von der Decke, er stand ungefähr sechs Monate mitten im Wasser — und doch litt seine Gesundheit nicht darunter. Er machte fortwährend neue Fluchtversuche, doch ohne Erfolg — nur fand er später ein Mittel, sich von seinen Ketten zu befreien, die er rasch wieder aufnahm, wenn die Wächter kamen. Man trieb die Grausamkeit soweit, ihn nicht schlafen zu lassen: alle Viertelstunden wurde er durch die Schildwachen aufgeweckt. Das ging so vier Jahre hindurch.

Einen seltsamen Gefängnißsport hatte Trend sich zurechtgemacht: ähnlich wie Silvio Pellico in seinem Gefängniß eine Spinne, so hatte Trend sich eine Maus abgerichtet; aber auch das Thierchen wurde ihm nicht gelassen. Der Inspektor des Gefängnisses, welcher Kunde erhalten hatte von diesem lebendigen Spielzeug, ließ es ihm fortnehmen.

Ab und zu, wenn es ihm gelungen war, die wachhabenden Offiziere zu gewinnen, schickte es ihm nicht an Schreibmaterial und Licht, ja sogar Bücher wurden ihm zugestekt. Aber auch ohne diese Hilfsmittel entwarf er ganze Reden, Fabeln, Gedichte und Satiren, trug sie mit lauter Stimme vor und prägte sie seinem Gedächtnisse ein, so daß er nach seiner Freilassung imstande war, gegen zwei Hände solcher Arbeiten aus dem Kopfe niederzuschreiben. Auch gelang es ihm, in die zinnernen Trinkbecher Verse und Zeichnungen mit Hilfe eines gewöhnlichen Nagels einzugraben. Prinzessin Amalie hatte ihren Freund nicht vergessen; sie schickte ihm große Summen zu, womit er die Offiziere der Garnison bestach, und wieder war ein Fluchtplan der Ausführung nahe, als der Gefangene selbst sie durch thörichte Ruhmredigkeit vereitelte. So wurde er von jetzt ab nur strenger bewacht als früher. Erst am 24. Dezember 1763 erschloß sich ihm die Pforte seines Kerkers, in welchem er 9 Jahre, 5 Monate und einige Tage gefesselt hatte. Maria Theresia, welche einen jener Becher zu Gesicht bekommen hatte, in welchen er einen Weinberg eingravirt, der an die Geschichte des Naboth erinnerte, nahm lebhaften Antheil an dem Gefangenen. Möglich, daß nach Abschluß des Hubertusburger Friedens sich diese Verwendung wirksamer erwies als früher. Die unglückliche Prinzessin Amalie hatte keine Kosten gescheut, um die österreichischen Minister zu gewinnen; in Thränen und Trauer hatte sie die elf letzten Jahre zugebracht.

Nach diesem großen Märtyrertum seines Lebens hatte Trend noch genug kleinere Leiden zu erdulden. In Wien war er eine Zeit lang Gefangener durch die Intriguen derjenigen, welche über die Verwaltung der Erbschaft seines Vaters nicht Rechenschaft geben wollten. Er wurde für halb wahnsinnig erklärt und erst als Kaiser Franz I. selbst den Gefangenen besuchte, um sich von seinem Geisteszustand zu überzeugen, wieder freigelassen. Zum Major ernannt, begab er sich nach Aachen, wo er 1765 die Tochter des Bürgermeisters heirathete. Hier beschäftigte er sich eifrig mit publicistischen Arbeiten, wechselte selbst Briefe mit Kaiser Josef II., dem er mancherlei Vorschläge für seine Reformen machte, schrieb ein Epos „Der macedonische Held“, gab eine Zeitschrift „Der Menschenfreund“ heraus, die in Oesterreich verboten wurde. Er ließ sie dann eingehen, um seine Gönnerin Maria Theresia nicht zu erzürnen. In den Jahren 1774 bis 1777 machte er große Reisen in Frankreich und England; er wurde mit Franklin befreundet, der ihn in America eine glänzende Laufbahn verschaffen wollte. Doch aus Liebe zu seiner Frau und seinen Kindern ging er auf diese Vorschläge nicht ein. Er hatte inzwischen ein eintägiges Geschäft mit ungarischen Weinen betrieben; aber durch eine Betrügerei englischer Kaufleute und Beamten verlor er wieder den ganzen Gewinn, hatte auch sonst viele Verdrießlichkeiten mit Fürsten und Fürstendienern, so daß er, nach 16jährigem Aufenthalt in Aachen, sich zurück nach Oesterreich wandte.

Um so mehr gab er sich wieder seiner schriftstellerischen Thätigkeit hin, die unter dem Schutz der Kaiserin Maria Theresia stand. Diese zeigte sich fortwährend als seine Wohltäterin und setzte auch seiner Frau ein Jahrgehalt aus. Auch zu mehreren vertraulichen diplomatischen Sendungen wurde er verwendet. Da starb Maria Theresia, und damit sanken auch die Hoffnungen auf eine glänzende Stellung, die Trend an die Gunst und Gnade der Kaiserin geknüpft hatte, ins Grab.

Er zog sich dann auf sein Gut Zwerbach bei Moll zurück, mit dessen Bewirthschaftung er sich ohne sonderlichen Erfolg beschäftigte. Dagegen gab er seine Prosawerke und seine Gedichte heraus, die ihm einen bedeutenden Ertrag abwarfen. Im Jahre 1787 wurde er von König Friedrich Wilhelm II. in Berlin und vom ganzen preussischen Hofe in so liebenswürdiger Weise empfangen, daß er in seinen Aufzeichnungen nicht Worte genug finden kann, um seine Freude darüber auszudrücken. Das Bild, das er von dem neuen König entwirft, ist jedenfalls das schmeichelhafteste, das je von diesem Monarchen gezeichnet worden ist. Auch Prinzessin Amalie sah er wieder, die Geliebte seiner Jugend, deren Liebe seines Lebens Unglück geworden war. Sie versprach, für seine Kinder zu sorgen; aber bald darauf starb sie, als ob sie nach diesem Wiedersehen in der Welt nichts mehr zu suchen gehabt hätte.

Seine in deutscher Sprache erschienene Lebensbeschreibung machte Trend zu einem berühmten Manne, sie wurde fast in alle Sprachen übersezt. Ueberall sah man Trends Bildniß. Im Wachsigfigurenkabinette des Palais-Royal zu Paris sah man ihn in Wachs im Gefangenenittel mit allen seinen Ketten. Auf dem Théâtre d'Adinot wurde ein Stück gegeben, dessen Held er war und das den Titel führte: „Der Baron von Trend oder der preussische Gefangene“.

Einen unruhigen Kopf, einen Märtyrer fürstlicher Gewaltherrschaft, wie er es war, mußte die revolutionäre Bewegung alsbald in ihre Kreise ziehen. Er schrieb Betrachtungen über die französische Revolution 1791, obgleich er in Oesterreich sein Wort gegeben hatte, nichts mehr zu schreiben. Als Gefangener wurde er nach Wien gebracht, zwar nach siebzehn Tagen wieder freigelassen, aber mit dem Verluste seiner Pension bestraft. Gegen Ende desselben Jahres kehrte er nach Frankreich zurück in der Hoffnung, die damaligen Machthaber würden ihn mit offenen Armen empfangen, doch er täuschte sich; man kümmerete sich anfangs wenig um ihn; er lebte in einem Zustand des Mangels und der Entbehrung. Und die Revolution, die wie Saturn ihre eigenen Kinder verschlang, hatte auch keine Gnade für diejenigen, die in andern Ländern als Apostel der Freiheit aufgetreten waren. Und so begab sich das Unglaubliche, daß Trend, zeitlebens ein Opfer fürstlicher Willkür, sein Leben auf dem Schaffot enden mußte, das die Männer der Freiheit errichtet hatten.

Trend war ein Ausländer und deshalb verdächtig; man hielt ihn für einen Sendling des Königs von Preußen, und so lernte er nach den preussischen und österreichischen Gefängnissen auch noch ein französisches kennen: in St. Lazare sperreten ihn die Schreckensmänner ein. Es war die Blüthezeit des Schreckens, kurz vor Robespierres Sturz. Bestimmte Anklagepunkte konnte man gegen Trend nicht vorbringen; er wurde in die Gefängnißverschwörungen verwickelt und auf das Blutgerüst geschickt wie hundert andere, unter dem Vorwande, eine Verschwörung zu seiner Befreiung und zum Sturze der Republik angestellt zu haben. An demselben Tage wie André Chénier, der gefeierte königlich gesinnte Dichter, wurde er hingerichtet, am 25. Juli 1794; er zeigte sich so standhaft wie seine Schicksalsgenossen. Zur Hinrichtung schreitend, sagte er zu der Menge, die ihn neugierig umstand: „Was wundert Ihr Euch? Das ist nur eine Komödie à la Robespierre!“ Drei Tage darauf folgte ihm dieser aus dem Schaffot. Trends Unstern wollte, daß er als eines der letzten Opfer des blutigen Regiments fiel.

So endete das Leben eines Mannes, dessen Schicksale so merkwürdig sind, daß kaum die Phantasie eines Romandichters sie wunderbarer hätte erfinden können. Er war ein Mann von Geist und Muth, aber vaterlandslos, den Lockungen des Vortheils und der Leidenschaft zugänglich — und das mag einigermaßen ausführen mit der seltenen Grausamkeit, mit der das Schicksal ihn behandelt hat. Er trug das Gepräge des Abenteuerers — abenteuerlich war sein Leben und sein Tod.

Hudolf v. Gottschall.

## Blätter und Blüten.

**Ein Jahrbuch der Natur.** Ein unbeschreiblicher Zauber liegt in dem Wechsel der Jahreszeiten unserer gemäßigten Zone. In stetigem Wandel zieht an uns das organische Leben in allen seinen Erscheinungen vorüber: Leben und Tod, Schlummer und Erwachen fesseln das Auge und regen den Geist zur Beobachtung an. Auch die Natur hat ihren Kalender, ihre hohen Feste und ihre Trauerzeiten, und ein großer Theil unserer menschlichen Feste hängt mit diesen Naturerscheinungen zusammen. Die große Masse des Volkes vermag jedoch nur die Haupterscheinungen festzuhalten, den Einzelheiten kann sie nicht folgen; denn scheinbar zu groß ist die Zahl derselben. So beschränkt sich ein jeder auf die Beobachtung derjenigen Erscheinungen, die seinem Berufskreise am nächsten liegen. Dadurch geht aber der große Vortheil verloren, den uns ein allgemeiner Ueberblick über alle Naturerscheinungen bietet. Naturforscher, welche die Wissenschaft vollständig darzustellen suchten, waren darum von jeher bestrbt, das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres in dessen Allgemeinheit der großen Masse der Naturfreunde vorzuführen, und wir verfügen über einige treffliche Werke, welche diesen Zweck erfüllen, wie z. B. die unvergleichlichen „Vier Jahreszeiten“ von Hofmähler. Bis jetzt fehlte jedoch eine Darstellung dieses anziehenden Stoffes nach den Monaten. Sie ist nicht so leicht zu geben, denn die Natur hält sich nicht immer an die Termine des gedruckten Kalenders: die Jahreszeiten treten bald früher, bald später ein, und die Blüthezeit der Pflanzen, die Wanderzüge der Vögel, die Erscheinungen des Lebens in dem großen Heere der Insekten lassen sich nicht in engen Kalendergrenzen bestimmen. Man muß bei einer solchen Arbeit einen Kompromiß zu schließen suchen zwischen dem freieren Walten der Naturkräfte und den festen Schranken des bürgerlichen Jahres. Daß dies trotz aller Schwierigkeiten möglich ist, beweist uns ein neues Werk von Dr. Karl Ruß „Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres. Ein Jahrbuch der Natur“ (Berlin, Robert Oppenheim). Es ist loszulegen ein immerwährender Naturkalender, in welchem alles aufgeführt wird, was in unserer Heimath während der einzelnen Monate im Pflanzen- und Thierreich sich ereignet, und in dem auch die menschliche Thätigkeit im Zusammenhang mit der Natur: Jagd, Vogelschutz, Forstwirtschaft, Fischerei, Thierzucht, Gärtnerei u. berührt wird. Ein solches Werk ist bis jetzt noch in keiner Literatur erschienen, und Dr. Karl Ruß ist es gelungen, ein Buch zu schaffen, für das ihm ein jeder Naturfreund dankbar sein muß, und das als echtes Volksbuch in jeder Familie mit Nutzen verwendet werden kann.

**Eine Eisenbahn unter dem Polarkreise.** Doch im Norden von Schweden, schon jenseit des Polarkreises, findet sich auf unseren Karten der Eisenberg Gellivara verzeichnet. 400 m, nach anderen Angaben 560 bis 580 m hoch und etwa den Raum einer deutschen Gebietsteile einnehmend, harret hier ein ungeheurer Schatz von reinem Eisenerz der Bergung durch die menschliche Hand. Kein kunstreicher Schacht, kein Stollen ist hierzu erforderlich: das Erz braucht einfach so, wie es zu Tage liegt, abgebaut zu werden. Man hat berechnet, daß die Lonne an Ort und Stelle nur auf etwa 2 Mark zu stehen kommt. Für deutschen Eisenerz zählt man gegenwärtig etwa 9 bis 14 Mark.

Zur Hebung und Verwerthung jener Schätze hatte eine englische Aktien-gesellschaft eine Eisenbahn zu bauen unternommen, die sich in einer Länge von 192 km von dem schwedischen Hafenplaz Lulea an der nördlichsten Ausbuchtung des Bottnischen Meerbusens im Thale des Luleaflusses hinauf vorläufig bis zum Gellivara erstreckt und die Beförderung der Erze von Fundorte unmittelbar auf die Seeschiffe im großen Maßstabe zu vermitteln bestimmt ist. Es ist beabsichtigt, die „Lulea-Ofotenbahn“ an zwei weiteren nicht minder bedeutenden Erzbergen, dem Kurinavara und dem Luosavara, vorbei über das Kjölengebirge durch norwegisches Gebiet bis zum tief eingebuchteten Ofoten-Fjord am Atlantischen Ocean weiterzuführen — von Meer zu Meer.

Neuerdings ist nun aber die englische Gesellschaft in Geldverlegenheit gerathen und hat den Bau vor seiner Vollendung einstellen müssen. Unterhandlungen behufs Uebernahme der Bahn auf den schwedischen Staat sind für den auf schwedischem Gebiet liegenden Theil im Gange, und ohne Zweifel wird Norwegen seinerseits das ihm zugehörige Stück erwerben, so daß die Fertigstellung der ganzen Bahnstrecke im Laufe der Zeit nicht in Frage steht.

**Heubäder, Wasser, Dampf, Sand, Luft, Sonnenbäder** u. — das kennen wir alle, die Heubäder sind aber eine Specialität Tirols, die in der Ebene noch nicht nachgeahmt worden ist und wohl auch nicht nachgeahmt

werden wird. Unter den Bädern nehmen sie aber eine so eigenartige Stellung ein, daß sie mindestens erwähnenswerth sind. Wir folgen in dieser Beschreibung den Mittheilungen, die Ludwig v. Hermann in seinem trefflichen Werke „Die Jahreszeiten in den Alpen“ (Junsbrud, Verlag der Wagner'schen Univ.-Buchhandlung) darüber giebt.

Die Bauern, besonders die Tischländer, halten sehr viel auf die Heubäder. Für besonders heilsam gilt das frische kurze Gebirgshen, und zwar muß es noch „brennend“ sein. Deshalb trifft man die übrigens höchst einfachen Vorrichtungen zu dieser Kur häufig hoch oben auf lustigen Höhen, so z. B. in der nach Wals gehörigen Alpenhütte auf dem Schlern (2561 m). An einem Balken ihrer niederen Decke steht ein Aufschlagezettel, welcher folgende Badeordnung enthält:

„Bemerkung 1. Das derjenige, der auf das Hei geth sich fleißig den Koth abkreist. 2. Das derjenige, der von Hei hinausgehst sich fleißig das Hei abschüttelt. 3. Das jeder nicht von Wals gebürtige, welcher eine ganze oder halbe Woche im Hei liegt, 30 Kreizer zahlen muß.“

Unterz. Heinhaber.“  
Am die Kur zu gebrauchen, wird eine Grube im Heu gemacht, in welche sich der Badende nackt hineinlegt. Ein anderer, sei es nun ein Kurgast oder der eigens bestellte „Badreißer“, deckt ihn bis an den Hals zu. Auch während des Heubades muß immer jemand gegenwärtig sein, um dem Leidenden beizustehen, sobald sich bei diesem bedrohliche Störungen der körperlichen Funktionen, namentlich des Herzens, einstellen. Wenn der Betreffende vollständig in Schweiß ist, wird er „ausgegraben“ und vom Badreißer abgetrocknet; er selbst wäre vor Mattigkeit nicht imstande, es zu thun. Ankleiden kann er sich dann selbst. So liegt in den Stadeln ein Kopf an Kopf. Wie schnusig und zerwühlt davon das Heu gegen Ende der „Saison“ aussieht, läßt sich denken. Die Heubädertur ist übrigens nicht ganz ungefährlich. So wurden im August 1886 in dem Heubad zu Aibein zwei „Badegäste“ ohnmächtig aus dem glühend heißen Bergheu herausgezogen, was auf eine starke Störung der Lebensfunktionen deutet, da es sich hier nicht um eine jener Salonohnmachten handelt, die bekanntlich nicht gefährlich sind.

**Vor dem Heirathsvermittlungsbureau.** (Zu dem Bilde S. 421.) Soll sie ihn thun, den letzten Schritt über die verhängnißvolle Schwelle? Noch einmal steht das frische, gesunde Bauernmädchen und überlegt — es will ihr doch nicht der richtige Weg scheinen.

Ein hübscher Bursh daheim ist ihr Schatz gewesen, und sie hat ihn geru gehabt, wahr und wahrhaftig. Da aber ist er zu den Soldaten gekommen und sie ist in einen Dienst gegangen — und wie sie ihn aus den Augen war, da hat er sie vergessen und ist heimgekehrt mit einer fremden Braut. In bitterem Unmuth aber hat die Marie ihm aufzutrompeln wollen und ihm zeigen, daß sie sich nichts um ihn und seine Untreue schert und auch wieder einen haben kann, wenn sie einen will. Und so hat sie der leichtsinnigen Person Gehör gegeben, die ihr in einem fort in den Ohren gelehrt hat, was sie ihr für einen Schönen und Reichen wählt; sie solle nur mit ihr kommen zum „Herrn Sekretär“, der werde ihr alles haarkeim nachweisen. Die Marie ist ihr gefolgt bis vor die Thür des Bureau's, aber jekt, im letzten Augenblick, bricht die vernünftige Ueberlegung noch einmal sich Bahn in ihr und — sie schämt sich. Eifrig, mit verführerischem Lächeln lockt die „Agentin“, sie bangt um ihre „Provision“, glaube sie doch, das vertrauensselige Landlind bereits sicher zu haben! In den wenigen Minuten, bis sie an die Reihe kommt — es ist eben ein Herr drinnen, ein ältlicher Junggeselle, und die heirathslustige Näherin an der Thür horcht aufmerksam, was er für Angaben zu machen hat über seinen Stand und sein Vermögen — muß es sich entscheiden, wer obliegt: die glatte Zunge der Verföhlerin oder der tüchtige Sinn einer unverbordbenen Natur. Hoffen wir, daß es der letztere sei!

### Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne volle Namensangabe werden nicht berücksichtigt.)

**G. Z. in Norristown (Nordamerika).** Besten Dank für Ihre freundliche Zuschrift und die beiden Gedichte. Wenn wir auch die letzteren nicht abdrucken können, sind sie uns doch ein erfreulicher Beweis, daß Ihre Liebe zum alten deutschen Vaterlande auch in der neuen Heimath lebendig geblieben ist.

**Frene Wilhelm.** Leider nicht geeignet.  
**H. O. in München.** Wir verweisen Sie auf unseren Artikel „Die Wahl des Berufes“ in Nr. 16. des Jahrgangs 1889 der „Gartenlaube“.

**Inhalt:** Rabonna in Rosenlag. Roman von Reinhold Ortman (Fortsetzung). S. 409. — Friedhofsgang. Gedicht und Bild. S. 413. — Der Schlaf. III. Warum schlafen wir? IV. Abendessen und Nachtschwärze. S. 414. — Zwei nenendeckte schändliche Tropfenhöhlen. Geschildert von Karl Gschmann. S. 416. — Mit Abschlüssen S. 409, 416, 417 u. 418. — Flammenschein. Roman von G. Werner (Fortsetzung). S. 418. — Vor dem Heirathsvermittlungsbureau. Bild. S. 421. — Deutsche Originalcharaktere aus dem achtzehnten Jahrhundert. Friedrich Freizer von der Trend. Von Rudolf v. Gottschall. S. 424. — Blätter und Blüten: Ein Jahrbuch der Natur. S. 428. — Eine Eisenbahn unter dem Polarkreise. S. 428. — Heubäder. S. 428. — Vor dem Heirathsvermittlungsbureau. (Zu dem Bilde S. 421.) S. 428. — Kleiner Briefkasten. S. 428.

## Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das zweite Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift. Wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen Reichspostamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig).

Einzelne gewünschte Nummern liefern wir pro Nummer incl. Porto für 35 Pfennig (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.). Den Betrag bitten wir bei der Bestellung in Briefmarken einzusenden.

**Die Verlagshandlung.**